

BLIOTEKA
Instytutu
Miejskiego
w Sopocie

E 51980
613 II SN

E 613 IT S

Die Denkmalpflege in der Provinz Westpreußen im Jahre 1911.

9. Bericht

an die Provinzialkommission zur Verwaltung der
westpreußischen Provinzialmuseen zu Danzig

erstattet von

Bernh. Schmid
Provinzial-Konservator.



Danzig 1912.

Verlag des Provinzialverbandes von Westpreußen.
Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig.



Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen.

Herausgegeben im Auftrage des Westpreuß. Provinzial-Landtages.

Heft 1 bis 11 bearbeitet von Johannes Heise (†), Königl. Baurat und Provinzial-Konservator, zu Danzig.

Heft 12 und 13 bearbeitet von Bernhard Schmid, Königl. Kreisbauinspektor zu Marienburg und Provinzial-Konservator.

gr. 8°. Heft 1 bis 12 je 6,00 Mk., Heft 13: 7,00 Mk.

Band I: Pommerellen und südliches Westpreußen.

1. Die Kreise Carthaus, Berent und Neustadt. 1884. Mit 58 eingedr. Holzschnitten und 9 Kunstbeilagen (in Lichtdruck).
2. Der Landkreis Danzig. 1885. Mit 76 eingedr. Holzschnitten, 8 Kunstbeilagen und 1 Übersichtskarte (vergriffen).
3. Der Kreis Pr.-Stargard. 1885. Mit 68 eingedr. Holzschnitten und 15 Kunstbeilagen.
4. Die Kreise Marienwerder (westlich der Weichsel), Schwetz, Konitz, Schlochau, Tuchel, Flatow und Dt.-Krone. 1887. Mit 97 eingedr. Holzschnitten, 5 Beilagen und 1 Übersichtskarte.

Band II: Kulmer Land und Löbau.

5. Der Kreis Kulm. 1887. Mit 80 eingedr. Holzschnitten und 11 Kunstbeilagen.
6. Der Kreis Thorn mit Ausschuß der Stadt Thorn. 1889. Mit 70 eingedr. Holzschnitten und 5 Kunstbeilagen.
7. Stadt Thorn. 1889. Mit 126 eingedr. Holzschnitten und 23 Beilagen. (vergriffen.)
8. Der Kreis Strasburg. 1891. Mit 116 eingedr. Holzschnitten und 11 Beilagen.
9. Der Kreis Graudenz. 1894. Mit 96 eingedr. Abbild. und 9 Beilagen.
10. Der Kreis Löbau. 1895. Mit 61 eingedr. Abbildungen, 15 Beilagen und 1 Übersichtskarte.

Die Denkmalpflege

in der Provinz Westpreußen im Jahre 1911.

9. Bericht

an die Provinzialkommission zur Verwaltung der
westpreußischen Provinzialmuseen zu Danzig

erstattet von

Bernh. Schmid
Provinzial-Konservator.



Danzig 1912.

Verlag des Provinzialverbandes von Westpreußen.
Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b H. in Danzig.

1928:895

35505



51980

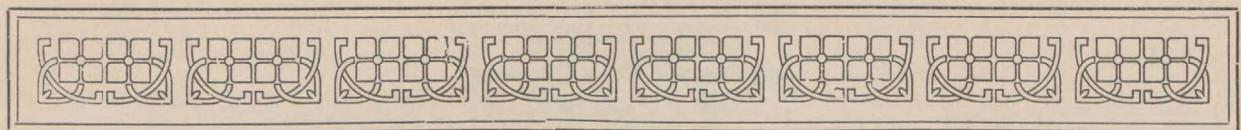
3242

1504

Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig.

Die Druckstücke der Abbildungen sind von Albert Frisch, Berlin W. 35, angefertigt.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck und Nachbildung verboten.



Das Jahr 1911 war für die Denkmalpflege unserer Provinz ein besonders erfolgreiches. Aufgaben, die Jahre lang vorbereitet waren, kamen nun zur Vollendung, wie der Schutz unserer Ordensburgen, und gleichmäßig auf allen Gebieten unseres Denkmäler-Bestandes konnten wichtige Werke in Pflege und Fürsorge genommen werden. Erfreulich ist besonders die Tatsache, daß die Anregung zu diesen Unternehmungen mehrfach aus den Kreisen der Beteiligten heraus erwachsen ist. Die Worte in dem bekannten Immediatberichte des Grafen von Zedlitz, vom 4. November 1891, „daß das wesentlichste Moment für eine gedeihliche Denkmalpflege in dem Interesse der örtlichen Organe an den Denkmälern ihres Landestheils und in der freiwilligen Thätigkeit dieser Organe liegt“, haben sich auch hier wieder als zutreffend erwiesen. Für die Instanzen der staatlichen Denkmalpflege blieb darum doch genug Arbeit übrig, da die Gewährung staatlicher und provinzialständischer Mittel in vielen Fällen unentbehrlich ist und weil der Fiskus innerhalb Westpreußens für zahlreiche Baudenkmäler der Unterhaltungspflichtige ist, entweder ganz (an den Ordensburgen) oder anteilig (an Kirchen landesherrlichen Patronats).

Die ganze Periode stetiger Entwicklung seit 1903 läßt hoffen, daß diese wichtige Kulturarbeit auch weiter erfolgreich von allen beteiligten Instanzen gefördert werde.

Es sei hier nur kurz erwähnt, daß ein umfangreicher Herstellungs- und Erweiterungsbau der katholischen Pfarrkirche zu Neuenburg jetzt im Gange ist, und für andere Herstellungsarbeiten an Baudenkmälern der Ordenszeit die Vorverhandlungen nun zum Abschluß gediehen sind. Nur St. Marien in Danzig und St. Johann in Thorn harren noch immer der Verwirklichung ihrer längst dringlich gewordenen Instandsetzungspläne.

Der nachfolgende Bericht enthält alles das, was im Jahre 1911 ganz, oder in seinen wesentlichen Teilen fertiggestellt ist, die wichtigeren Vorgänge in ausführlicheren Aufsätzen, andere in kurzen Vermerken. Für alle diejenigen, welche in der Denkmalpflege mithelfen wollen, oder selbst Rat zu erbitten haben, werden diese Berichte vielleicht von Nutzen sein und hoffentlich zu stetiger Fortentwicklung unseres Arbeitsprogramms beitragen.

Unerledigte Sachen, Gutachten und Aktenverhandlungen können der Allgemeinheit nichts nützen und sind daher unerwähnt geblieben.

Dagegen erschien es notwendig, über die Bestrebungen zum Heimatschutz hier mit zu berichten, da sie geeignet sind, den Denkmalpfleger zu unterstützen in der Erhaltung alter Stadtbilder und in der Rettung gefährdeter Einzelwerke.

Marienburg, 31. Dezember 1911.

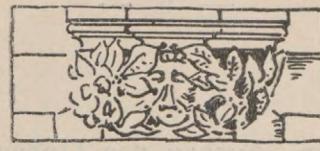
Bernhard Schmid

Königlicher Kreisbauinspektor und Provinzial-Konservator.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Schloß Birglau (Landkreis Thorn), Wiederherstellung des Konvents- Remters des ehemaligen Ordensschlosses	5
2. Danzig, Ausbau des Uphagenhauses	6
3. Danzig, Instandsetzung des großen Zeughauses	7
4. Elbing, Instandsetzung des alten Kramer-Zunfthauses	9
5. Elbing, Ortsstatut gegen bauliche Verunstaltungen	10
6. Gollub, Instandsetzung des Silbersteinschen Laubenhauses	13
7. Oliva, Ausbau der Marienkapelle	14
8. Rehden, Aufbau eines Schutzdaches auf der Schloßkapelle	15
9. Roggenhausen, Überdachung eines Schloßturmes	17
10. Thorn, Instandsetzung des St. Wolfgang-Altares in der Johanniskirche	18
11. Wolfsdorf-Höhe, Instandsetzung der Vorlaube des Hubeschen Hauses	21
12. Das Denkmalarchiv	21
13. Kleinere Berichte: Gemlitz, Gurske, Matern, Gr. Montau, Neudörfschen, Neumark, Thorn	22





2 0,46

1. Schloß Birglau (Landkreis Thorn). Wiederherstellung des Konvents-Remters des ehemaligen Ordensschlosses.

In dem Bericht für 1908 war schon der Brandschaden, den das Gebäude am 3. November 1908 erlitten hatte, erwähnt. Es handelte sich dabei um den Westflügel, den Teil des eigentlichen Hauses, der noch am meisten die alten Bauformen sich erhalten hatte. Der Südflügel ist um 1860 nach einem Entwurfe von Pavelt in moderner Gotik gründlich umgebaut, ebenso ist der Kapellenbau an der Nordwestecke durch ein neueres Wirtschaftsgebäude ersetzt. Dagegen hatte der Westflügel noch die Außenmauern bis zur Wehrgangs-Sohle, einige Kellergewölbe und das Erdgeschoß der Hofmauer. Die bisherige Verwendung als Speicher war ja nicht gerade ideal, aber sie schonte den Baubefund und gestattete sogar bequemes Studium. Auf S. 13 des Steinbrechtschen Werkes ist der Zustand vor dem Brande erschöpfend dargestellt.

Durch das Feuer wurde das Dach ganz zerstört und leider sprangen auch die Granitkonsolen im Kapitelsaal, weiterer Schaden am Mauerwerk entstand glücklicherweise nicht. Bei den nunmehr gepflogenen Beratungen wurde davon Abstand genommen, hier den Speicher in der zuletzt vorhanden gewesenen Bauart wieder einzurichten, sondern es wurde hierfür vorteilhaft ein Ersatz auf dem Wirtschaftshofe beschafft.

Für den notwendigen Dachbau auf der Brandruine ordnete der Herr Landwirtschaftsminister sodann den Wiederausbau des Remters an, zur notwendigen Vergrößerung des im Südflügel angelegten Pächter-Wohnhauses. Die an den beiden Außenwänden sichtbaren Schildbögen gaben eine zuverlässige Lehre für die Neueinwölbung des Raumes ab; die Wandgliederung selbst, und besonders die Fenster blieben die alten und wurden nur von einigen neuzeitlichen Verstümmelungen befreit. Da ringsum die Mauern jetzt ohne das alte Wehrgangsgeschoß sind, so wurde auch hier auf den Aufbau des Wehrganges verzichtet und die jetzige Höhenlage der Dachtraufe beibehalten, auch die Firsthöhe des Südflügels durchgeführt. Dadurch entstanden zwei gleichartige Dachflächen, die mit Grat und Kehle zusammenstoßen und dem Baukörper in erwünschter Weise zu einheitlicher, geschlossener Wirkung verhelfen. Jede Lösung mit einem Giebel oder Eckturn hätte dagegen in das Gebiet unsicherer Vermutungen und moderner Kompromisse geführt. Der innere Ausbau ist einfach und anspruchslos gehalten, um die Gewölbe und die alten Wandgliederungen voll zur Geltung kommen zu lassen. Für den Kapitelsaal liegt zurzeit kein Nutzungsbedürfnis vor, weshalb hier, ehe weitere Entschlüsse gefaßt werden, ein Notdach aufgebracht wurde.

Durch diesen Ausbau des Remters ist in einwandfreier Form das Problem gelöst, die wirtschaftlichen Interessen der Domäne mit den Aufgaben der Denkmalpflege in Einklang zu bringen.

Die Hofmauer des Kapitelsaals bestand in ihrem Oberteil aus schwachem Mauerwerk des 18. Jahrhunderts, das bei dem Brande erheblich gelitten hatte und deshalb abgetragen werden mußte. Statt dessen wurde jetzt eine Fachwerkswand hier aufgeführt. Bei dem Abbruche fanden sich in der Mauer mehrere sehr reiche Figuren- und Laubwerks-Kapitelle aus Terrakotta, die nach ihrer ganzen Art nur in einen sehr reich gegliederten Raum hineinpassen: wahrscheinlich sind es Überreste der einstigen Kapelle. Vergl. die beiden Abbildungen.

Alle Bauarbeiten wurden durch das Königliche Hochbauamt Thorn ausgeführt, dessen Vorstand nacheinander die Herren Regierungs-Baumeister Wille und dann Gerhardt Schmidt waren.

Lit.: Bau- und Kunstdenkmäler, Band II, S. 107. Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeister, S. 11.



2. Danzig. Ausbau des Uphagenhauses.

Der Danziger Ratsherr Johann Uphagen, der 1731 als Sohn einer altangesessenen Kaufmannsfamilie hier geboren war, hat in dem Geistesleben der Stadt im 18. Jahrhundert eine wichtige Rolle gespielt als ein vielseitiger und gründlicher Gelehrter und als Sammler einer kostbaren Bibliothek. Mehrere literarische Arbeiten, besonders die 1782 erschienenen „Parerga historica“ und die in der Stadtbibliothek jetzt verwahrte Majorats-Bibliothek sind uns als Zeugen seiner Wirksamkeit erhalten und ihnen schließt sich als unentbehrliche Ergänzung sein eigenes Wohnhaus an. Anfangs hatte er in dem ehemaligen Schöppenhause am Langen Markte gewohnt, das der Vater ihm 1763 gekauft hatte. Nach dem Tode des Vaters 1775 kaufte er das Haus Langgasse No. 370, jetzt No. 12, und baute es sich in den nächsten vier Jahren nach seinen besonderen Wünschen um¹⁾. 1789 machte er das Haus zum Bestandteil des von ihm errichteten Familien-Fideikommisses und gab seiner Schöpfung damit dauernden Bestand. Am 17. November 1802 starb er, hatte also mehr als 23 Jahre noch in dem Hause gewohnt.

Vor all' den anderen, zahllosen Bürgerhäusern zeichnet es sich dank der fideikommisarischen Sicherstellung durch seine wohlerhaltene Ausstattung aus. Jene haben nur noch die Fassade, die glänzende Schauseite, aber das Innere ist mehr oder minder umgestaltet — hier ist in einem einzigartigen Beispiel alles das erhalten, was uns die Lebensgewohnheiten jener Zeit veranschaulichen und verständlich machen kann. Darum ist das Uphagen-Haus ein Baudenkmal, dessen Bedeutung weit über den Umfang der Provinz herausreicht, und das auch über seinen einstigen Zweck als Wohnhaus des Majoratsinhabers hinausgewachsen war. Durch einen Mietsvertrag vom Jahre 1909 übernahm daher die Stadtgemeinde vom 1. April 1910 ab auf 30 Jahre das Haus, mit der Absicht, es museumsartig allgemein zugänglich zu machen. Die Verwaltung wurde einem vom Magistrat eingesetzten Kuratorium übertragen.

Es stellte sich nun als notwendig heraus, einige Ausbesserungen vorzunehmen. Die mit farbigem Stuck verzierten Decken waren meist übertüncht, die Türen und Wandtafelungen waren teilweise in den Rahmenflächen übertüncht, den Hinterzimmern und den Kabinetten im Seitengang fehlten die Tapeten und die Öfen, weil diese Räume auch noch im 19. Jahrhundert in Benutzung geblieben waren. Das Mobiliar war teilweise umgestellt oder auf den Speicher gebracht. Es galt also überall mit schonender Hand die neueren Schäden zu beseitigen und die Räume neu zu ordnen, eine mühsame und kostspielige Kleinarbeit, denn alle wesentlichen Elemente der Dekoration an Wand und Decken waren ja vorhanden. Hinzugefügt ist nichts, abgesehen von ein paar Mobiliarstücken, Tapeten und Öfen. Völlig intakt war das Vorderzimmer geblieben. Aber auch der Schmuck des Eßzimmers mit Silbergerät, Gläsern und Porzellanen ist alter Besitz des Hauses; hier wie in den Kabinetten ist die Ausstattung durchweg die alte. Dagegen wurden die Hinterzimmer im Querflügel neu eingerichtet, mit allerdings vorwiegend altem Mobiliar des Hauses. Das Endergebnis ist hoherfreulich. Der wunderbare Reiz, den diese vornehm ausgestatteten, anmutig gezierten Räume von jeher hatten, ist erhalten, und verstärkt durch die Beseitigung aller Störenden.

Die Leitung der Arbeiten, die Ende 1911 beendet wurden, hatte Herr Stadtbauinspektor Dähne. Das ganze Unternehmen wurde durch ein Kapital von 100 000 Mk. ermöglicht, das Herr Bankdirektor Carl Fürstenberg, jetzt in Berlin, in hochherziger Weise seiner Vaterstadt geschenkt hatte.

1) Die geschichtlichen Angaben nach einem Aufsatz von Dr. F. Schwarz „Die Uphagen in Danzig“ in Nr. 159 bis 161 der Danziger Neuesten Nachrichten 1911.



3. Danzig. Instandsetzung des großen Zeughauses.

In den Jahren 1602 bis 1605 erbaute sich die Stadtgemeinde an der Mauer zwischen dem Hohen und dem Glocken-Tore ein eigenes Zeughaus, um das bisher wohl in den einzelnen Türmen verstreut aufbewahrte Waffenmaterial einheitlich aufzustellen. Die Stadt Danzig befand sich damals in einer Periode hohen wirtschaftlichen Aufschwunges, der auch eine reiche Betätigung in der Pflege der bildenden Künste zur Folge hatte. Freilich zwangen die häufigen kriegerischen Verwickelungen zur besonderen Förderung der Festungsbauten mit allem ihrem Zubehör. Der Zeughausbau fällt nun in die Zeit zwischen der Bathoryschen Belagerung von 1577 und dem ersten schwedischen Erbfolgekriege, eine Zeit von 49 Friedensjahren, in denen die Kulturblüte Danzigs zu ihrer höchsten Entfaltung gelangte. So ist es erklärlich, daß man das neu zu erbauende Zeughaus nicht nur als Nutzbau errichtete, sondern in ein reiches architektonisches Gewand zum Schmucke des Stadtbildes einkleidete. Der Entwurf zu diesem Bau wurde dem Meister Antoni von Obbergen anvertraut, der aus Mecheln stammte und nach mehrfachen Wanderfahrten 1584 seine Tätigkeit in Danzig begann; der Bau des altstädtischen Rathauses 1587—1589 war hier seine erste größere Arbeit.

An dem Zeughause ist die überzeugende Klarheit zu bewundern, mit der die Architektur aus der Raumgliederung heraus entwickelt ist. In zwei Geschossen sind tiefe, vierstöckige Hallen angeordnet, die im Erdgeschoß notwendigen Einfahrten, die zur Geschoßverbindung notwendigen Treppen in den Türmen, und die Giebel der vier Dächer über den vier Gewölbereihen: hieraus ergibt sich die Fassadenteilung, die in wohlabgewogenen Verhältnissen durchgeführt ist. Reicher bildnerischer Schmuck, nach dem Gesetz der Kontrastwirkung verteilt, macht dann den Bau zu einem Meisterstück. Mit ihm gelangte die niederländische Richtung der Renaissance in Danzig endgültig zur Herrschaft; ein Hauptmerkmal dieser Stilrichtung ist die Verwendung von Werkstein-Gliederungen auf Ziegelrohbaufächen. Während in der gotischen Baukunst, dort wo man Werkstein brauchte, hauptsächlich Kalkstein aus Gotland oder Esthland verwandt wurde, so tauchte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts auch der Sandstein auf. Bremer, Gotländische und Schwedische Steine werden in den Ratsakten, das Maurergewerk betreffend, erwähnt¹⁾; Bremer Stein ist so viel als der über Bremen zu Schiff eingeführte Weser-Sandstein. Dieser ist leichter als Kalkstein zu bearbeiten und wurde daher für die reichen Schmuckformen der Renaissance fast ausschließlich angewandt, auch in dem übrigen Westpreußen. Leider hat er sich im Verlauf der Zeit nicht als wetterbeständig erwiesen, und bereits 1699 und 1768 wurden, wie inschriftlich bezeugt ist, einige Reparaturen vorgenommen. Im 19. Jahrhundert setzte die Verwitterung und Zerstörung des Sandsteins in großem Umfange ein. Bereits 1866 und besonders 1887 mußte die Auswechselung eines Teiles der Werksteine erfolgen. Nach zwei Jahrzehnten machten sich aber von neuem Schäden am Steinmaterial bemerkbar. Da die Westfront unmittelbar an dem sehr verkehrsreichen Kohlenmarkt, dicht am Theater, liegt, die Ostfront in der noch belebteren Gr. Wollwebergasse, so gebot die Verkehrssicherheit, hier Abhilfe zu schaffen. Eine abermalige Instandsetzung wurde daher von dem Königlichen Artillerie-Depot beantragt und durch das Königliche Kriegsministerium dem Militär-Bauamte III zu Danzig übertragen.

Für die Denkmalpflege kam es darauf an, die Architektur des Gebäudes unverändert zu erhalten, und zweitens, die Ursachen der Zerstörungen zu ergründen, um den richtigen technischen Weg zu finden. Auf Vorschlag des Unterzeichneten ließ das Bauamt Proben der alten Sandsteine untersuchen, deren Ergebnis in nachstehendem Gutachten der Königlichen Geologischen Landesanstalt zu Berlin niedergelegt ist:

„Die Gesteinsproben vom Zeughaus zu Danzig sind ein weißer, körnig gebundener, kalkführender und glimmerhaltiger Sandstein. In diesen Eigenschaften liegt unseres Erachtens die geringe Wetterbeständigkeit. Das nur in geringem Grade vorhandene Bindemittel besteht meist aus Kalkspat. Indem dieser durch Kohlensäure, vielleicht auch wohl schweflige Säure führende Niederschläge, Regen, Schnee und Rauchgase angegriffen, gelöst und fortgeführt wird, wird der Zerfall der Sandkörner eingeleitet und damit auch der Zerfall des Gesteins. Der auf den Schichtflächen reichlich

¹⁾ Staats-Archiv Danzig, XXX, 135.

vorhandene, leicht spaltende Glimmer begünstigt weiter den Zerfall und das Aufblättern des Steines, indem er dessen Spaltung bei Wärmewechsel und Gefrieren erleichtert. Diese Erscheinung tritt besonders auf den wagerecht hervorragenden Architekturelementen, Gesimsen usw. auf.

Zum Ersatz empfehlen sich vielleicht die hellgefärbten, kalk- und glimmerfreien schlesischen Quadersandsteine.“

Der Gedanke, das alte Material durch Tränkung mit einem geeigneten Erhaltungsmittel zu festigen, der dem Kunsthistoriker wohl am liebsten gewesen wäre, mußte angesichts dieses Befundes als unausführbar bezeichnet werden. Wertvolle Belehrung bot in dieser Hinsicht die 1907 von der Königlich Sächsischen Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler, zu Dresden, im Jahre 1907 herausgegebene Schrift „Steinerhaltungsmittel“. Die gute Wirkung verschiedener Mittel, wie Fluat oder Leinölfirnis, wurde nur an Bauten der letzten Jahrzehnte, und auf frischem, unverwittertem Material erprobt. Dagegen hatte man an der Pyramide des höckerigen Turmes des Meißen-Domes 1894 Weckstücke des XV. Jahrhunderts fluatiert, zwar erfolgreich, aber erst nachdem die weiche Oberfläche abgearbeitet war, bis einigermaßen gesunder Stein zum Vorschein kam.“

Dieses Abarbeiten des alten Steins ist nun wieder nicht das Ideal des Denkmalpflegers und es war hier deshalb unzulässig, weil der Grund der Ornamente mit den Mauerflächen bündig liegt. Auch die freien Ornamentteile und Figuren waren zu tief vom Wetter angegriffen, so daß auch Vierungen kaum gehalten hätten. Bei dieser Sachlage entschloß sich das Militär-Bauamt zur Auswechselung aller verwitterten Steine. Es wurde schlesischer Sandstein gewählt, der die von der geologischen Landesanstalt gestellten Bedingungen erfüllte, und im übrigen die Architektur unverändert gelassen; jeder neue Stein ist eine Kopie seines Vorgängers. Seitens des Provinzial-Konservators, mit dem das Militär-Bauamt dauernd in Verbindung stand, konnte diesen Vorschlägen nur zugestimmt werden. Nachdem das Jahr 1910 zur Untersuchung des Baues und zu allen Vorbereitungen benutzt war, erfolgte im Jahre 1911 die Ausführung durch den Baurat Jankowfsky, dem zur örtlichen Bauleitung der Regierungs-Baumeister Charisius unterstellt war.

Das Gebäude hatte inmitten der Großstadt viel Schmutz und Ruß angesetzt, die man nicht als Edelrost bezeichnen konnte; es wurde daher eine vorsichtige Reinigung der Mauerflächen vorgenommen, und dann nach altem, an vielen Stellen erhaltenen, Befunde die Vergoldung der Ornamente und Profile neu hergestellt. Die Flächen des Mauerwerks waren, wie sich an den glatten Wecksteinteilen zeigte, ehemals rot gefärbt, ein Verfahren, das sich auch an mittelalterlichen Bauten der Provinz findet. Es wurde daher eine dünne, lasierende Rötelung wieder aufgebracht. Diese Wiederauffrischung erschien unbedenklich, weil das Gebäude noch nicht zu einem toten Museumsstück versteinert ist, sondern lebensvoll dem Zwecke dient, für den es einst erbaut wurde, und weil Zweifel über den Umfang der Vergoldung nicht bestanden.

Außer den Werksteinen und den Eisengittern hatten auch die Laternen auf den Turmhauben den Schmuck der Vergoldung und zwar in Gestalt von aufgemalten Trophäen; diese wurden dann ebenfalls ergänzt und neu hergestellt durch den Kunstmaler A. Fahlberg.

Von den ausgewechselten Steinen erschien es wünschenswert, Materialproben für die Zwecke späterer Forscher zu erhalten; die beste Gelegenheit bot sich hierzu in der Marienburg, in der ansehnliche Reste des Westgiebels, in ihrem trümmerhaften Zustand an einem Vorburggebäude Aufstellung fanden.

Lit.: Cuny, Danzigs Kunst und Kultur im 16. und 17. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1910.
Derselbe in der Zeitschrift für Bauwesen LVI. Berlin 1906 (über Antonius von Obbergen).



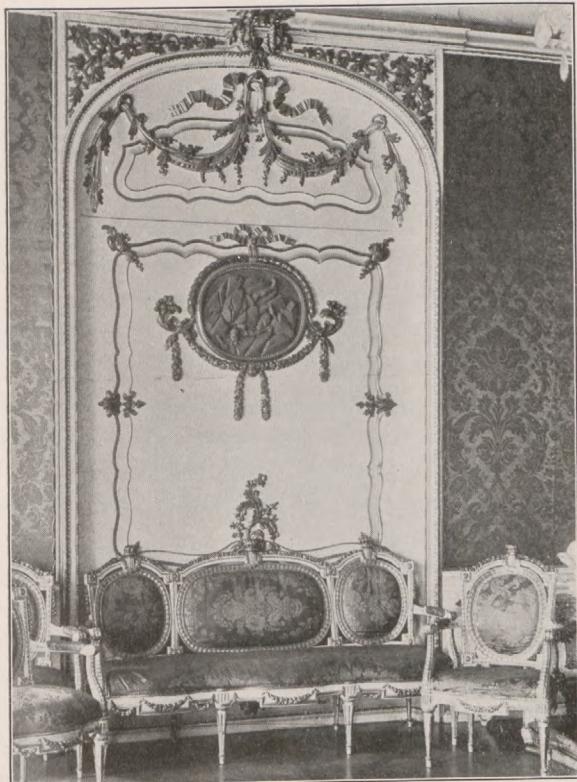
Denkmalpflege in Westpreußen 1911.



v. Jakubowski phot.

Abb. 1. Zeughaus in Danzig, Ostseite.

Denkmalpflege in Westpreußen 1911.



† R. Th. Kuhn phot.

Abb. 2. Aus dem Vorderzimmer im Uphagenhause
zu Danzig.



Basilius phot.

Abb. 3. Haus zu Elbing, Wilhelmstraße 29.
1624.

4. Elbing. Instandsetzung des alten Kramer-Zunfthauses.

Der Besitzer des Hauses Wilhelmstraße 29 beantragte im Jahre 1908 bei dem Unterzeichneten die Erwirkung von Beihilfen zur Instandsetzung seines Giebelhauses; wie die nähere Untersuchung ergab, gehört dieses Haus zu den bemerkenswerteren Baudenkältern der Stadt und ist dadurch von Interesse, daß es bis zum Jahre 1818 im Eigentum der Kramerzunft stand. Letztere ist im Beginne des 15. Jahrhunderts entstanden und erhielt ihre Rolle 1429; ein eigenes Haus erwarb sie am 21. Mai 1523, indem sie in der Subhastation das Haus eines gewissen Jakob Becker annahm. Das im städtischen Archive noch vorhandene „Büchlein der lüblichen Bruderschaft Sanct Annen der Kramer“ gibt uns über die Vermögenslage der Zunft genaue Auskunft:

1591	betrug das Vermögen	566	mr.
1601	"	1097	"
1611	"	1746	"
1623	"	1934	"

Mit diesem Jahre bricht das Register ab. Die Zunft hatte sich nun wohl genug erspart, um an den Neubau ihres Hauses zu gehen, der inschriftlich im Jahre 1624 errichtet wurde. Die Architektur zeigt noch ein spätes Festhalten an dem Fassadenschema der Hochrenaissance, das um 1560 bis 1580 in Danzig beliebt war; die Klarheit des Aufbaues, Schönheit der Proportionen und die Anmut der Einzelformen weisen jedenfalls auf die Hand eines älteren und erfahrenen Meisters hin.

Im Laufe der Zeit war nun der Fassadenputz durchgängig schlecht geworden, und es war zu befürchten, daß hier bei einer notwendigen Reparatur Verstümmelungen vorgenommen werden, wie sie in Elbing leider mehrfach geschehen sind. Aus Sandstein sind nur die Gesimse, Kapitale und Giebelvoluten angefertigt, während die Pilaster nur im Putz zangetragen sind. Das Gesuch des Herrn Fleischauer fand daher bei allen Behörden lebhafte Förderung. Die Stadtgemeinde Elbing und der Herr Unterrichtsminister bewilligten je 500 Mark und die Provinzialverwaltung 300 Mark, während den Rest der von Herrn Kreisbauinspektor Michaelis auf 2000 Mark veranschlagten Arbeiten der Besitzer übernahm. Die Wiederherstellung wurde im vergangenen Jahre durch den Hofmaurermeister Müller unter Oberleitung des Regierungsbaumeisters Osterwald ausgeführt. Ein wichtiger Bestandteil der Arbeiten war die Sicherung der beiden an der östlichen Längsfront belegenen Dacherker, die von weitem schon sichtbar sind als Wahrzeichen dieses Hauses. Sie waren ursprünglich, wie die gesamte Seitenwand, mit sichtbar gelassenen Fachwerkshölzern geziemt, die erst später aufgerauht und überputzt wurden. Die Ziegelaufmauerung der Giebelchen war sorgfältig zugehauen und trug keine Anzeichen ursprünglichen Verputzes. Es hätte die zu beschaffenden Mittel weit überschritten, das Fachwerk wieder sichtbar zu machen, weshalb man sich damit begnügen mußte, den jetzt vorhandenen Zustand zu erhalten. An der Hauptfront wurden die Pilaster ausgebessert, ebenso der Flächenputz mit der flach eingeritzten Quaderteilung, und sodann die alte Färbung wiederhergestellt.

Lit.: Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes. 2. Band. Elbing 1821. S. 307.



5. Elbing. Ortsstatut gegen bauliche Verunstaltungen.

(Gesetz vom 15. Juli 1907.)

Im Jahre 1909 wurde über die in Danzig und Pelpin erlassenen Ortsstatute berichtet; ihnen schließt sich nunmehr die Stadtgemeinde Elbing an, die am 26. April—10. Mai 1910 ein solches Ortsstatut erließ, das am 30. Dezember 1910 vom Bezirksausschuß genehmigt wurde. Die wichtigsten Bestimmungen hieraus sind die folgenden:

§ 1.

„Für folgende Straßen und Plätze von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung kann die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen versagt werden, wenn dadurch die Eigenart des Orts- oder Straßenbildes beeinträchtigt werden würde:

Alter Markt, Heilige Geiststraße, Fleischerstraße, Brückstraße, Schmiedestraße, Fischerstraße, Kettenbrunnenstraße, Spieringstraße, Wilhelmstraße, Wasserstraße, Kirchensteg, Friedrich-Wilhelm-Platz, Friedrichstraße, Straße am Elbing, Straße am Wasser.

Diese Bestimmung gilt auch für solche Gebäude, die auf das Bild der vorbezeichneten Straßen und Plätze von Einfluß sind, aber ihre Bezeichnung nach einer anderen Straße führen.

§ 2.

Die baupolizeiliche Genehmigung kann versagt werden, wenn die Eigenart der Bauwerke oder der Eindruck, den sie hervorrufen, durch die Bauausführung beeinträchtigt werden würde.

a) zur Ausführung baulicher Änderungen an folgenden Bauwerken von geschichtlicher und künstlerischer Bedeutung:

1. Kirchen:

Marienkirche mit Klosterhof, Heilige Leichnamkirche, katholische Kirche, St. Georgskapelle, Heilige Geistkirche, St. Annenkirche.

2. Profangebäude:

der Marktturm, Alter Markt 5, 12/13, 14, 49; Brückstraße 4, 17, 30; Fischerstraße 34, 36; Gr. Hommelstraße 19; Heiligegeiststraße 3, 8, 17/18, 26; Schmiedestraße 5; Spieringstraße 2, 10, 23, 30; Wasserstraße 39; Wilhelmstraße 2, 7, 9, 21, 29, 34, 56; das Heilige Geist-Hospital, die Rektorwohnung der Altstädtischen Mädchenschule, die städtische Oberrealschule an der Grünstraße, das Reichsbankgebäude am Inn. Mühlendamm und die Freimaurerloge in der Logenstraße.

b) zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen in der Umgebung der unter a genannten Bauwerke.

§ 3.

Zur Vermeidung der Beeinträchtigung des Orts- oder Straßen-(Platz-)Bildes (§ 1) und der im § 2 genannten Bauwerke können Abweichungen von der sonst vorgeschriebenen Höhenbemessung zugelassen oder vorgeschrieben werden.

§ 4.

Als bauliche Änderungen, auf die die Bestimmungen der §§ 1 und 2 Anwendung finden, gelten auch der Umbau und die Beseitigung von Gebäudeteilen oder Einzelheiten an Gebäuden, insbesondere der Beischläge, Taschengebäude und Kellerhälse. Ohne vorgängige baupolizeiliche Genehmigung darf auch mit solchen baulichen Änderungen nicht begonnen werden.“

Der § 2 führt außer drei modernen Gebäuden (gesperrt gedruckt) die wichtigsten alten Bauwerke auf, darunter 27 Bürgerhäuser im Privatbesitz. Unter den mehr als hundert alten Giebelhäusern, die jetzt noch erhalten sind, wurde diese knappe Auslese getroffen, um jeden Stil nur in seinen wichtigsten Vertretern hier vorzuführen. Der Gotik gehören 5 Häuser an, Fischerstraße 34, das älteste der Stadt, Brückstraße 30, Spieringstraße 2, am Wasser 39 und Wilhelmstraße 56.

Der Hoch-Renaissance 6 Häuser, und zwar:

Heiligegeiststraße 18, das ehemalige Mälzenbrauerzunfthaus vom Jahre 1598,
Alter Markt 12—13 und 14, beide von 1599,
Alter Markt 49, Wilhelmstraße 2 und 7.

Der Spätrenaissance und dem Barock 10 Häuser:

Wilhelmstraße 29, das ehemalige Kramerzunfthaus von 1624,
Heilige Geiststraße 26, ebenfalls von 1634 und Nr. 3 von 1642,
Spieringstraße 30, das englische Haus von 1651 und
Spieringstraße 23 von 1651,
Wilhelmstraße 21, 34,
Brückstraße 4 und 17 und

Große Hommelstraße 19, das Gasthaus zu den drei Bergen.

Die späteren Stile des 18. Jahrh. werden vertreten durch:

Schmiedestraße 5 von 1702, Alter Markt 5
Eischerstraße 36, Wilhelmstraße 9,
Spieringstraße 10, Heilige Geiststraße 8.

Alle diese Bauten sind für Elbing von kunstgeschichtlichem Werte und darüber hinaus für die Kulturgeschichte des Landes Preußen wichtige Baudenkmäler, ihnen möge in erster Linie die Sorgfalt der Behörden und die Anteilnahme der Bürgerschaft gewidmet sein, ohne daß freilich alles Übrige damit als wertlos bezeichnet werden soll.

§ 1 des Ortsstatuts schützt das Stadtbild im Ganzen, steckt sich also nicht kunsthistorische, sondern städtebauliche Ziele. Es sind hier mit geringen Ausnahmen alle Straßen der Altstadt enthalten, die sich auf den Stadtplan des 13. und 14. Jahrh. erhebt und im allgemeinen den Charakter einer mittelalterlichen Stadt sich bewahrt hat. Hinzugefügt ist diesem § noch der Friedrich-Wilhelm-Platz, eine Schöpfung der friederizianischen Zeit, die an dieser Stelle wohl eine kurze Besprechung verdient, auch aus Rücksicht auf die kurz bevorstehende Zweihundert-Jahrfeier zu Ehren des großen Königs. Als Elbing 1772 preußisch wurde, hatte es noch die Stadtmauern des Mittelalters und die Bastionär-Befestigung des 17. Jahrh.; da die Stadt nach ihrer Lage als Festung jetzt bedeutungslos geworden war, so ließ die Regierung die Festungswerke abtragen, mit einer Gründlichkeit, die hinsichtlich der gotischen Stadttore den heutigen Denkmalpfleger mit Bedauern erfüllt. Ein gewisser Trost liegt wenigstens darin, daß diese Zeit uns eigene Schöpfungen als Ersatz für das, was sie zerstörte, hinterließ. Die alten Kauf- und Krambänke waren allmählich unbeliebt geworden und z. T. auch außer Gebrauch gekommen. Das Marktbedürfnis hatte sich vermehrt, der Marktplatz der Altstadt war aber in seiner schmalen straßenförmigen Gestalt für diese Ansprüche wenig geeignet, so ergab sich von selbst der Gedanke, auf dem eingeebneten Festungsgelände einen neuen Markt anzulegen und die Stelle zwischen der Altstadt, Neustadt und der Vorstadt am Mühlendamm war hierzu die geeignete.

1777—78 wurden auf der Westseite fünf Häuser erbaut, darunter der noch bestehende Gasthof „Stadt Berlin“, und 1779—82 wurde auf der Südseite das Rathaus erbaut, als Ersatz für das am 26. April 1777 durch Brand zerstörte am altstädtischen Markte. Das „Retablissement“ der Städte in dem neuerworbenen Westpreußen lag dem Könige besonders am Herzen und wurde von ihm nachdrücklich durch Staatsbeihilfen gefördert „weil es daselbst an Häusern fehlt und viele Leute nicht unterkommen können, daher denn die Kammer zu besorgen hat, daß die neuen Häuser, so am neuen Markt gebauet werden, je eher je besser fertig werden“ (A. K. O. vom 29. Juni 1777 bei Bär, a. a. O. II, Nr. 406). Die architektonischen Pläne hierzu wurden von dem Königlichen Landbau-meister I. C. F. Müller zu Marienburg angefertigt, einem kenntnisreichen und erfahrenen Baumeister. Die Fortsetzung der Bauten stieß auf finanzielle Schwierigkeiten und erst 1788 wurde die Ostseite des „Neuen Marktes“ mit 8 Häusern bebaut, wieder mit Hilfe von staatlichen Retablissements-Geldern. Damit war der Platz im wesentlichen fertiggestellt: ihn kreuzt von Ost nach West eine wichtige Verkehrstraße zur Stadt, die Fortsetzung des alten Mühlendamms. In nordsüdlicher Richtung zieht sich eine Verkehrstraße dicht an den Häusern der Westfront entlang, die aber erst in neuerer Zeit an Bedeutung gewonnen hat. Der Platz ist daher wesentlich in zwei Hälften zerlegt. Ästhetischer Abschluß durch Torbauten fehlt ihm, zu derartigen Schmuckstücken hatte jenes praktische Zeitalter auch wenig Neigung. Wenn doch ein gut wirkendes Platzbild geschaffen wurde, so lag es an der

monumentalen Wirkung, die durch die einheitliche Bauweise erzielt wurde. Brandgiebel fehlen, und die Häuser jedes Blockes liegen unter gemeinsamer Dachfläche von gleicher First- und Traufhöhe; die Fassadengliederung ist gleichartig und ein Kranz vonheckenartig geschnittenen Linden umsäumt den Platz. In dieser Zusammenfassung äußert sich zum letzten Male das Solidaritätsgefühl des

mittelalterlichen Bürgertums. Das 19. Jahrhundert brachte den Fortfall jeder derartigen Beschränkung, und damit das unschöne, unklare Bild der neueren Stadterweiterungen. Jenes Prinzip der gemeinsamen Dächer war dem 18. Jahrhundert geläufig. Wir sehen es schon auf dem nach 1718 aufgebauten Marktplatz zu Köslin, und dann auf den Märkten zu Strasburg und Mewe, die in friedelerianischer Zeit neu bebaut wurden.

Derartige Städtebilder zu erhalten ist unsagbar schwer, da die neuzeitlichen Anforderungen an die Ausnutzung der Grundstücke ganz andere geworden sind. Der Denkmalpfleger muß zufrieden sein, wenn wenigstens die guten baulichen Gedanken solcher Platzschöpfungen bei Neuanlagen erhalten und als Vorbilder für unser heutiges Schaffen verwendet werden.

Abb. 4 stellt die Südseite des Neuen Marktes zu Elbing, seit 1815 Friedrich-Wilhelm-Platz genannt, dar, ein Bild von anheimelnder Behaglichkeit. Das alte Rathaus wurde 1891—94 durch einen hochgiebeligen Renaissancebau ersetzt und auch die Westseite ist stark verändert. Da-

Planskizze des Friedrich-Wilhelmsplatzes 1788.

gegen standen an der Ostfront noch die alten Häuser von 1788. Die Zunahme des Geschäftsverkehrs zwang nun dazu, die beiden Eckhäuser am inneren Mühlendamm (bei SS der Abb.) durch moderne Geschäftshäuser zu ersetzen. Dem Einflusse der städtischen Behörden und ihrer architektonischen Ratgeber (besonders des Herrn Regierungs-Baumeisters C. Michaelis), sowie dem Entgegenkommen der Bauherren ist es gelungen, hier das Entstehen von Dissonanzen zu verhüten, die Platzfronten sind möglichst geschlossen geblieben in dem Gepräge, das ihnen in friedelerianischer Zeit einmal gegeben war. Für die Denkmalpflege ist das immerhin ein erfreulicher Fortschritt.

Lit.: Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes. II. Elbing 1821.
Bär, Westpreußen unter Friedrich dem Großen. II. Leipzig 1909.



Denkmalpflege in Westpreußen 1911.

Friedrich-Wilhelmsplatz in Elbing.

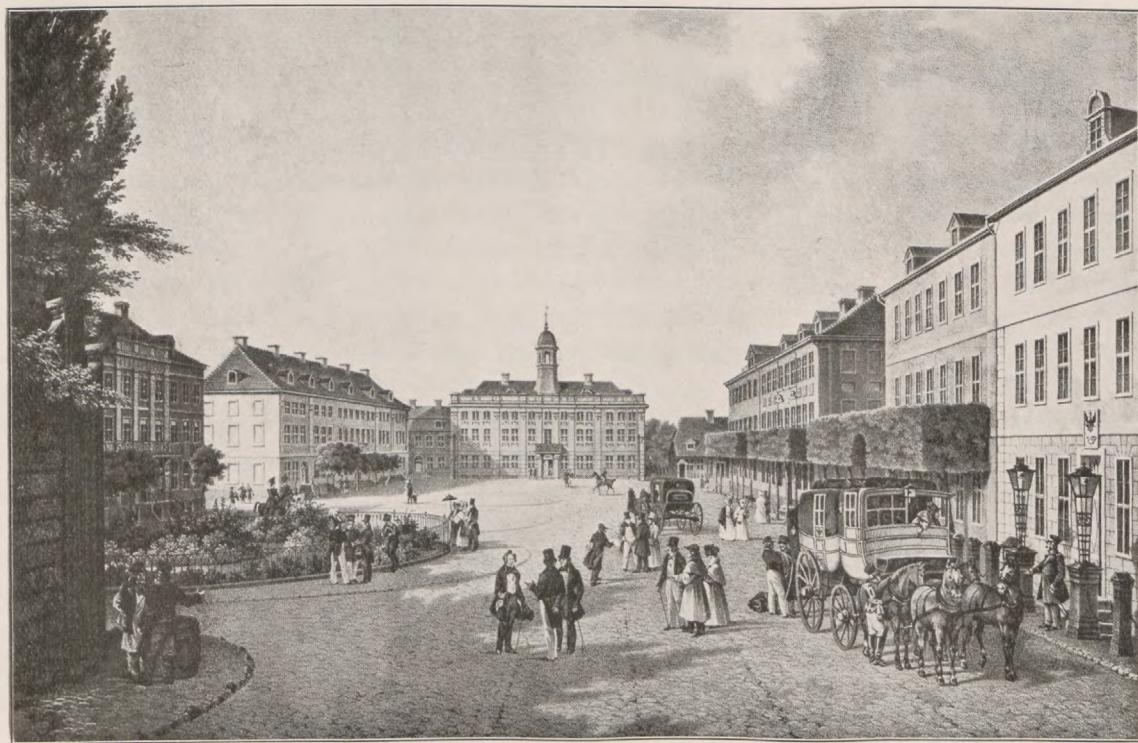


Abb. 4. Ansicht gegen Süden, nach einer Bilsschen Lithographie vom Jahre 1837.



Basilius phot.

Abb. 5. Ansicht gegen Norden 1911.

6. Gollub. Instandsetzung des Silbersteinschen Laubenhauses.

Zu den merkwürdigsten Besitztümern des preußischen Denkmälerbestandes gehören die Laubenhäuser, sowohl in den Städten wie auf den Dörfern des alten Ordenslandes. Daß die Laube ein uralter Bestandteil des Hausbaues ist, haben zahlreiche Forscher, wie Henning, Heyne, Stephani u. a. nachgewiesen, doch fehlt uns noch eine zuverlässige Karte ihres Verbreitungsgebiets, und vor allem eine Erklärung dafür, daß sie in den Städten Mittel- und Niederdeutschlands fast nie an Wohnhäusern, höchstens an Rathäusern vorkommt. Zusammenhängende Reihen von Laubenhäusern am Markte finden wir aber in Schlesien, Böhmen und Tirol (Innsbruck, Sterzing), sowie in Straßburg (Gewerkslauben) und einigen Schweizer Städten; also Beobachtungen, die uns auf Oberitalien als Ursprungsland hinweisen, das übrigens als altes Kulturland auch auf anderen Gebieten baulichen und künstlerischen Schaffens, wie des gelehrten Studiums, im 14. Jahrhundert seinen Einfluß auf das neu begründete Kolonialland an der Weichsel geltend machte. Grund genug, den Laubenhäusern der preußischen Städte besonderes archäologisches Interesse entgegenzubringen. In den Städten mit lübischen Recht oder niederdeutscher Besiedelung, wie Braunsberg, Elbing und Danzig, fehlt die Laube, auch in Thorn und Kulm, den beiden ältesten Stadtgründungen des Ordenslandes, dagegen haben wohl alle anderen einst Häuser mit überbauter Vorlaube gehabt. In Westpreußen sind es noch fünf Städte, die sich die Lauben am Markte bewahrt haben: Christburg, Marienwerder und Gollub, sodann Marienburg, das vollständigste Beispiel, und Mewe mit dem ältesten Laubenhause der Provinz. Brände in den Zeiten des vorwiegenden Holzbaues und die Aufklärungsideen des 18. Jahrhunderts haben mit diesem schönen Erbstück gründlich aufgeräumt, und nur entlegene Grenzstädtschen hielten zäh an dieser Sitte, auch beim Wiederaufbau nach Bränden. Löbau hatte vor ca. 40 Jahren noch eine ganze Marktseite mit Lauben, die jetzt sämtlich verschwunden sind. Noch länger hat Gollub, das unmittelbar an die Drewenz, den Grenzfluß nach Rußland hin, gebaut ist, sich Reste dieser Bauweise bewahrt. Vor kurzem waren es noch fünf Laubenhäuser, vier am Markte und eins in einer Nebenstraße. Steinbrecht hat sie 1888 auf Seite 40 und 41 des Landmeisterwerkes abgebildet und zuerst auf ihren kulturgeschichtlichen Wert aufmerksam gemacht. Leider ist es nicht möglich gewesen, alle diese Häuschen dauernd zu erhalten. Gollub hat sich in den letzten Jahrzehnten unter tatkräftiger Förderung durch die Regierung zu einem blühenden und regssamen Städtchen entwickelt, und die Schilderung, die Bogumil Goltz¹⁾ vor sechzig Jahren von dem „kleinen Neste nahe am Ende der Welt“ entwarf, trifft längst nicht mehr zu.

Im Jahre 1910 und 1911 wurden zwei Laubenhäuser abgebrochen, eins in der Nordfront des Marktes, das andere an der Südwestecke, jenes wegen Baufälligkeit, dieses als Verkehrshindernis an der Straße nach Rußland. (Abb. 54 und 53 bei Steinbrecht.)

Jetzt sind nur ein Haus an der Nordostecke des Marktes und eins nahe der katholischen Kirche übrig geblieben. Das letztgenannte ist das reichste und daher auch am häufigsten abgebildete; nach einer Jahreszahl in einem Kehlbalken ist das Dach 1771 erbaut, die Vorlaube ist aber doch wohl erheblich älter. Dadurch, daß es jetzt Nebengebäude einer größeren Fabrikanlage des Herrn Ad. Silberstein ist, sind hier die Aussichten für den ferneren Fortbestand des Hauses etwas günstiger. Am 6. Mai 1909 beantragte der Besitzer bei dem Herrn Regierungs-Präsidenten die Erwirkung von Beihilfen zur Instandsetzung des Hauses, die von dem Unterzeichneten nur in jeder Hinsicht befürwortet werden konnte. Es bewilligten daraufhin der Herr Minister 300 Mk., die Provinz 200 Mk. und der Kreis Briesen 100 Mk. Beihilfe zu den auf 900 Mk. veranschlagten Reparaturkosten. Die Ausführung erfolgte durch das Königliche Hochbauamt Briesen und wurde im Frühjahr 1911 vollendet; es wurden die Fundamente teilweise unterfangen, der Dachverband gefestigt, das Dach umgedeckt und in der Laubenhalle der fehlende Brustholm eingezogen u. a. m. Damit ist der bauliche Bestand gefestigt und das Interesse der Einheimischen geweckt, die jetzt sogar stolz sind auf das „altertümliche“ Haus und es ihren Gästen besonders zeigen²⁾.

Lit.: Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeister. Berlin, 1888.
Heise, Bau- und Kunstdenkmäler, Band II, Seite 346.

1) „Zur Physiognomie und Charakteristik des Volkes“. Berlin, 1859.

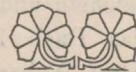
2) In dem Büchlein von Georg Hermann „Aus guter alter Zeit“ (Leuchtende Stunden Band I) ist dieses Haus auch abgebildet, bedauerlicher Weise aber mit der falschen Bezeichnung „Bauernhaus“.

7. Oliva (Kreis Danziger Höhe). Ausbau der Marienkapelle.

Die Gebäude des Klosters wurden Ende des 16. Jahrhunderts nach den schweren Beschädigungen, die sie in dem Barthorischen Kriege 1577 erlitten hatten, in erheblichem Umfange umgebaut und wiederhergestellt. 1582 wurden die Kirchengewölbe, 1594 die Altäre fertig, 1593—1594 wurde das Sommerrefektorium im Südflügel wieder aufgebaut. Diesen Arbeiten schloß sich um 1600 der Einbau der Marienkapelle in den Westflügel der Klausur an, vielleicht an Stelle eines älteren Winter-Refektoriums. Sie war bis jetzt ein schmuckloser Raum mit flachen, scharfgratigen Kreuzgewölben, und ohne nennenswerte Ausstattung. Zwei an der Wand hängende Bilder, die schönen, vom Abte Daniel Konarski (1589—1616) gestifteten Abschlußgitter nach der Kirche hin und der 1681 vom Prior Michael Hacki gestiftete Altar bildeten den einzigen Schmuck des Raumes. Die Gemeinde wünschte nun zur Entlastung der Kirche diese Kapelle häufiger in Benutzung zu nehmen und ließ ihr deshalb in den Jahren 1910 und 1911 eine reichere Ausstattung geben. Entwurf und Bauleitung lagen in den Händen des Herrn Professors Karl Weber. Die Wände wurden mit architektonischen Motiven, die Gewölbe mit Rankenornamenten durch den Maler E. Fey aus Friedenau reich bemalt, die Fenster erhielten Kunstverglasung mit figürlichen Darstellungen, Kanzel, Gestühl und ein Pietasbild wurden neu aufgestellt. Für die Stillformen wurde Anlehnung an die barocken Vorbilder aus der Zeit des Abtes Alexander Kensowski (1641—1667) und seiner Nachfolger bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gesucht, nicht wiederholend, sondern in freier Neuschöpfung; es ist eine gute und einheitliche Wirkung erzielt, die sich der vorhandenen Gliederung dieses abgeschlossen daliegenden Raumes geschickt einfügt. Vergl. Abb. 7.

Es kommen bis in die jüngste Zeit hinein in der Provinz immer noch ganze oder teilweise Ausmalungen alter Kirchen vor, die, von unzulänglichen Kräften unternommen, dann auch mehr oder minder mißraten.

Der Ausbau der Olivaer Marienkapelle ist hierzu ein erfreuliches Gegenbeispiel.



Denkmalpflege in Westpreußen 1911.



Fahlberg phot.

Abb. 6. v. d. Groebensches Epitaphium zu Neudörfchen.



Abb. 7. Marienkapelle an der ehemaligen Klosterkirche zu Oliva;
nach dem Ausbau.

8. Rehden (Kreis Graudenz). Aufbau eines Schutzdaches auf der Schloßkapelle.

Die Burg Rehden wurde 1234 durch den Landmeister Hermann Balk gegründet zum Schutze des Kulmerlandes gegen Einfälle der Preußen von Pomesanien her; der massive Ausbau erfolgte erheblich später und ist, nach dem Vergleich mit anderen datierten Ordensbauten in die letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts und das erste des folgenden anzusetzen. Bot sie auch in ihrer Grundrißanlage nur das übliche, oft wiederkehrte Bild eines Konventshauses, so war doch der architektonische Aufbau, wie die Ruinen jetzt noch erweisen, besonders sorgfältig durchgebildet, das Werk eines hervorragend begabten Meisters. Das Schicksal der Burg in der Zeit nach 1466 war das so vieler anderer Ordenshäuser: die Behörden der polnischen Verwaltung zogen in die weiten, klösterlich gebauten Hallen ein, die viel zu groß für ihren Wohnbedarf waren; die bauliche Unterhaltung, die zu kostspielig wurde, geschah immer lässiger und schließlich bauten sich die Beamten kleinere moderne Wohnhäuser und ließen die Burg verfallen.

Bereits 1730 wird berichtet, daß der Regen durch das Gewölbe der Kirche, die 1667 noch intakt war, hindurchträufelte; 1765 war das Schloß zum größten Teile dachlos, das Kirchendach war 1789 sehr schadhaft, aber doch vorhanden, ebenso hatten sich der Altar, ein Teil der Chorstallen u. a. m. noch erhalten. Dagegen hatte sich der Amtsraat Friese bereits die Fenstereisen herausgebrochen, und in der Folgezeit, Ende des 18. Jahrhunderts, wurde das Schloß einfach als Steinbruch im Interesse verschiedener Neubauten in der Stadt (z. B. das Rathaus) und auf dem Domänenvorwerk benutzt. 1800 waren nach L. von Baczkos Bericht schon drei Flügel, der westliche, nördliche und östliche, heruntergebrochen. Vom Südflügel wurden der Remter und auch die Kirchengewölbe zerstört; 1819 waren hier noch „die Überbleibsel eines auf Kalk gemalten Bildes zu sehen, welches einen . . . Liederstreit dargestellt hatte“ — so berichtet es der anonyme Dichter des 1823 erschienenen historisch-epischen Gedichtes „die Sanct Marienburg“. Jetzt ist auch dieses verschwunden. Im wesentlichen wird das jetzige Aussehen der Ruine wohl vor jenen neunzig, hundert Jahren schon erzielt worden sein. Gleichwohl ist auch die spätere Zeit des 19. Jahrhunderts nicht untätig bei der Zerstörungsarbeit gewesen. 1833 wurde durch den zuständigen Distriktoffizier in der 1. Gendarmerie-Brigade angezeigt, daß der Oberamtmann Poselger mehrfache Zerstörungen, Mauer- und Gewölbeausbrüche, besonders am Torweg und der Kirche vorgenommen habe, und im Jahre 1888 wurde unbefugterweise der profilierte Granitsockel des Bergfrieds abgebrochen. So wurde Rehden zur Ruine, nicht durch Naturereignisse oder im nationalen Verteidigungskampfe, sondern durch die politische Greisenhaftigkeit Polens im 18. Jahrhundert und durch einseitige Pflege wirtschaftlicher Aufgaben seitens der preußischen Verwaltung in den ersten Jahrzehnten nach 1772. Dies allmäßliche Hinsiechen des Baues hatte nichts tragisches und schuf deshalb keine unantastbaren neuen Werte. „Das Tragische beruht auf dem Widerspruch individueller Freiheit und höherer Notwendigkeit“ (G. Freytag¹⁾), dieses Gesetz kann man ebenso auf das Drama der Bühne, wie auf das im Leben sich vollziehende anwenden. Geistige Ohnmacht, Kurzsichtigkeit und Böswilligkeit wird man nicht als höhere Notwendigkeit ansehen, sondern nur als unvermeidliches Übel, und der Untergang von Rehden ist nur eine Satire, der die „aussöhnende Befriedigung“ fehlt.

Ein Gegenstück hierzu ist die Schloßruine zu Thorn, die bald nach der Eroberung durch die Bürgerschaft abgebrochen wurde, als Folge des fanatischen Hasses der damaligen Bürger gegen den Orden: all die schweren politischen Fehler des Ordens und gewisse Mängel seiner Organisation mußten zur Katastrophe führen, deren eines Ergebnis wir in dem ruinenhaften Gemäuer des Thorner Schlosses noch heute vor uns sehen. Das Tragische in der Ordensgeschichte spiegelt sich in der Thorner Ruine.

Für eine Ruine wie Rehden gewinnen wir dadurch viel mehr Bewegungsfreiheit. Schon die Zerstörungen von 1833 führten dazu, daß man schleunigst zur Instandsetzung der dadurch verursachten Schäden schritt (1837—38). „Die Schloßruine zu Rehden ist eine der schönsten in der Provinz und aus den Resten sieht man, daß das Gebäude nicht nur in sehr schönen Verhältnissen, sondern auch mit einer ausgezeichneten Sorgfalt erbauet worden ist, so daß diese Ruine der Erhaltung wohl

¹⁾ Technik des Dramas.

wert ist“, in diesen Worten des Geheimen Regierungsrates und Provinzial-Baudirektors Hartmann vom 23. Dezember 1834, liegt ein Programm, dem wir auch heute noch, wie vor 77 Jahren, folgen können. Die Zerstörungen, die Poselger zweifellos mitverschuldet hatte, wollte man nicht verewigen. Im vorletzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts wurden einige nicht unerhebliche Reparaturen an den Umfassungsmauern, zum Schutze gegen unbefugtes Einsteigen vorgenommen (1886—1890). Im Jahre 1890 wurde u. a. das Gewölbe des Kapellenkellers von dem darauf lastenden Schutt befreit und sachgemäß mit einer goudronierten Ziegelflachschicht abgedeckt. Die Kosten betrugen 2100 Mk. Bereits 1884 waren durch den damaligen Reg.-Baumeister Steinbrecht die verschütteten Baureste sorgfältig untersucht, und aufgeräumt nach Abtragung des Schuttes. In dem 1888 erschienener Werke „Preußen zur Zeit der Landmeister“ sind diese Untersuchungen ganz besonders eingehend beschrieben und mit zahlreichen Aufnahme-Zeichnungen erläutert. Durch dieses von edler Begeisterung für die heimische Denkmälerwelt erfüllte Werk wurde besonders das Interesse für die stolze Ruine zu Rehden in weiten Kreisen wiedererweckt. — Am 1. April 1908 ging die Verwaltung der Ruine von dem Landwirtschaftsminister auf den Minister der geistlichen Angelegenheiten über und dieser Wechsel gab dem Herrn Minister den Anlaß, die Frage einer erstmaligen Instandsetzung zu erwägen.

Es zeigte sich, daß hier eine verschiedenartige Beurteilung der Sachlage notwendig war. Die drei nördlichen Flügel haben so viel von ihrem einstigen Bestande verloren, daß ihre Überreste nicht mehr als Gebäude anzusprechen sind, sie sind Ruinen in der ureignen Bedeutung des Wortes. Die Teile des Südflügels, namentlich die Kirche und das Torhaus haben noch die Außenwände in ziemlicher Vollständigkeit und auch die Zwischengeschosse, sie sind immer noch ein Gebäude, wenn auch verwüstet und dachlos. Folgerichtig kamen für jene die Hilfsmittel der Ruinenpflege, für diese die der Baupflege in Betracht. In einem Bericht vom 31. Januar 1905 schrieb der Unterzeichnete: „diese Mauern haben reichgegliederte architektonische Formen, namentlich in den Gewölbeanfängern und Fenstermaßwerken, aber auch in anderen zahlreichen Einzelheiten. Überall greift die Verwitterung an, namentlich der Kirchenchor ist recht gefährdet. Kein Mittel der Technik ist im Stande, diese Formen dauernd vor Verwittern zu schützen, wenn man sich nicht entschließt, dem Haus wieder ein Dach zu geben . . .“.

Dieser Vorschlag fand die Billigung der zuständigen staatlichen Instanzen, des Herrn Regierungs-Präsidenten zu Marienwerder und der Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten und der öffentlichen Arbeiten. Es ergaben sich zwei Möglichkeiten, entweder legte man ein steiles Dach an seine ursprüngliche Stelle, mußte dann aber den Wehrgang und den Ostgiebel wiederherstellen, oder man ließ das Mauerwerk in seiner jetzigen Höhe und stülpte nur ein monumentales Schutzdach darüber. Dieser zweite Plan wurde für die Ausführung bestimmt, denn er war erheblich billiger und vermied größere Ergänzungsarbeiten, deren harmonisches Zusammenklingen mit den alten Teilen recht zweifelhaft war. Man begnügte sich damit, die Mauerkronen abzugleichen und baute darauf, freitragend, einen hölzernen Dachstuhl mit Pfannen-Eindeckung. Der Entwurf wurde von Herrn Kreisbauinspektor Imand aufgestellt, höheren Orts geprüft, und dann in den Jahren 1910 und 1911 zur Ausführung gebracht. Abb. 9 veranschaulicht das damit gewonnene Bild der Ruine nach einer Entwurfsskizze des Herrn Regierungs- und Baurats Kickton, jetzt in Posen. Für die malerische Wirkung der Baumassen bedeutet das Dach jedenfalls auch eine Verbesserung. Damit ist ohne Eingriff in den Bestand des Alten ein wirksamer Schutz der zierlichen Architekturglieder der Kapelle herbeigeführt.

Die archäologische Erforschung der Ordensbauten ist leider noch lange nicht abgeschlossen. In dem kürzlich erschienenen Werke „Schloß Lochstedt und seine Malereien“ bespricht Herr Geheimer Baurat Steinbrecht von neuem die Rehdener Schloßkapelle und glaubt sie, entgegen der bisherigen Ansicht, noch in das Jahrzehnt von 1290—1300 setzen zu müssen.

Jeder Stein mehr, der an diesen kostbaren Kunstschröpfungen erhalten bleibt, ist für die Geschichte der Baukunst und der Bildnerei im Ordenslande ein Gewinn, deshalb ist dieser Dachbau eine erfreuliche Tat der Denkmalpflege.

Lit.: Steinbrecht, Die Baukunst des deutschen Ritterordens. Band II und III. Berlin 1888, 1910.

Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Graudenz. Danzig 1894. S. 537.

Römer, in der Zeitschrift für Bauwesen XVI. Berlin 1866. Sp. 211.

Froehlich, Geschichte des Graudenzer Kreises. 2. Auflage. Band I. Danzig 1884.

Denkmalpflege in Westpreußen 1911.

Ruinen von Ordensburgen.

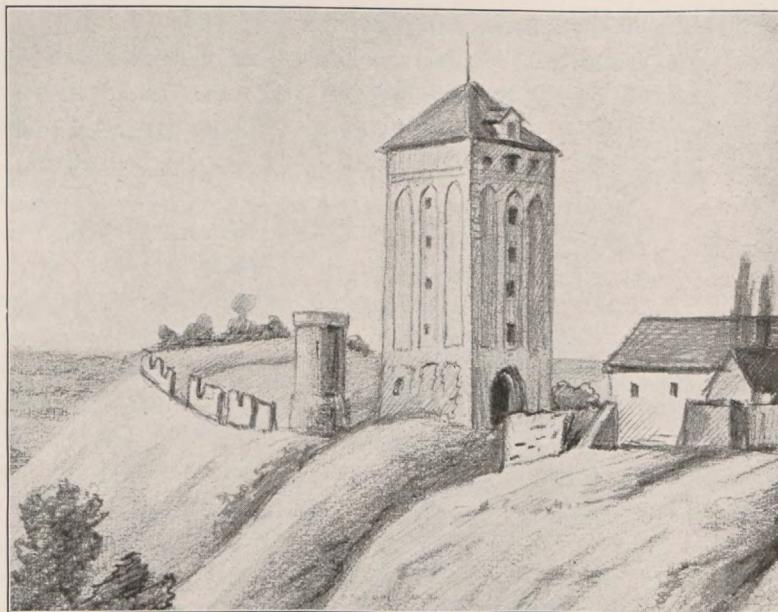


Abb. 8. Roggenhausen, Burghügel des Konventshauses, mit Torturm und dem kleinen Wartturm, nach einer Handzeichnung von ca. 1870—1880 aus M. Toeppens Nachlaß, jetzt in den Sammlungen der Marienburg.

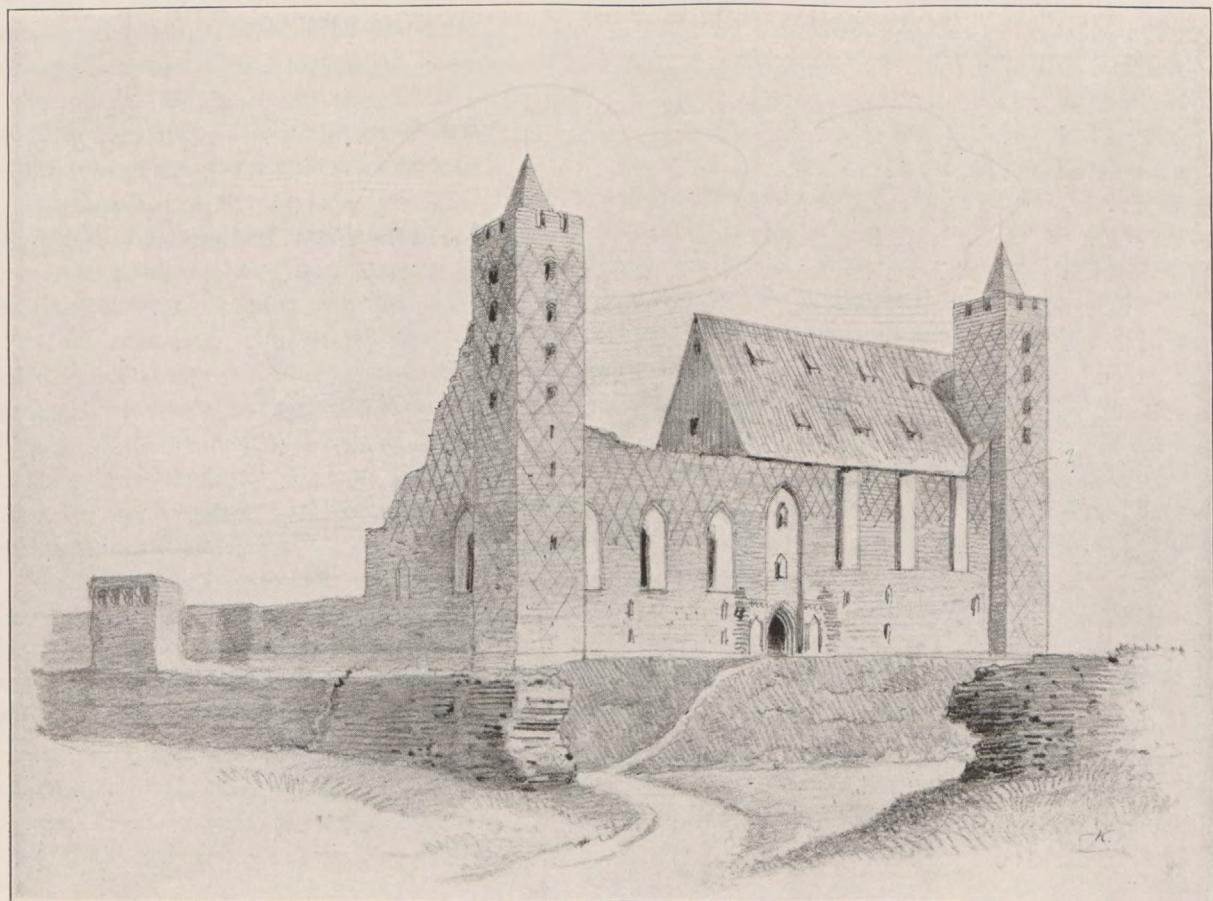


Abb. 9. Rehden, Kapellenflügel 1911 mit dem neuen Schutzdach. Nach Zeichnung von A. Kickton.

9. Roggenhausen (Kreis Graudenz). Überdachung eines Schloßturmes.

Zu gleicher Zeit wie Rehden ging auch die Ruine Roggenhausen in die Verwaltung des Herrn Ministers der geistlichen Angelegenheiten über, und es trat damit erneut die Pflicht besonderer Fürsorge an die staatlichen Instanzen der Denkmalpflege heran.

An Roggenhausen macht die Schönheit der landschaftlichen Lage auf einem steilen Hügel an der tiefeingeschnittenen Gardenga den Haupteindruck auf den Besucher, von der Burg selbst ist leider viel mehr zerstört als in Rehden. Das Konventshaus ist bis auf formlose Mauerreste zerstört, dagegen steht noch der siebengeschossige Torturm wohlerhalten und unter Dach da; nach Zweck und Einrichtung ein Unikum auf den erhaltenen Ordensburgen. An der Südostecke der Schloßberg-Vormauer befindet sich nun ein kleiner Rundturm von 5,20 m Durchmesser; er hat zwei noch erhaltene Untergeschosse und darüber den Ansatz eines vorgekragten Wehrgangsgeschosses. Man hat ihn als Luginsland zur Beaufsichtigung der Lessener Landstraße gedeutet und wohl mit Recht. Der Aufbau des Geländes gestattet hier nur die Anlage der einen Straße, die jetzt als Chaussee von Graudenz nach Lessen führt.

Schon in früher Zeit, 1285, wird die „via de Rogosen in Cristpurch“ erwähnt (Staatsarchiv Danzig, Abt. 360a, Nr. 2), und dieser Weg von Roggenhausen nach Christburg ist derselbe, der in der Schlucht südlich am Burgberge vorbeiführt, dann in nördlicher Richtung über Klösterchen nach dem damals wichtigen Burgplatze Christburg. Die Bedeutung dieser Straße erklärt uns hinreichend den Zweck dieses Turmes.

Bis zum Jahre 1844 trug er ein mit Mönchen und Nonnen gedecktes Kegeldach, das in diesem Jahre wegen Baufälligkeit abgebrochen und durch ein flaches, wohl hölzernes, Dach ersetzt wurde; Töppen a. a. O. S. 71. Spätestens in den 70er Jahren verlor der Turm auch dieses Dach. Eine undatierte Bleistiftzeichnung aus dem Nachlaß Töppens, wohl aus demselben Jahrzehnt, zeigt uns den Turm dachlos, aber noch mit der unteren Hälfte des Wehrgangsgeschosses. Als der Berichterstatter im Oktober 1904 den Turm untersuchte, waren nur die beiden unteren Kragschichten des Wehrgangsgeschosses noch unversehrt, darüber wölbte sich die übliche Kuppe freistehender, verwitternder Mauerkronen aus Ziegeln. Also wieder ein Beispiel für die traurige Vernachlässigung eines wichtigen Baudenkmals, aber kein „erschütterndes Gleichnis aller Vergänglichkeit“. Der Turm ist uns für die Kenntnis der Ordensbaukunst wichtig und seine Erhaltung war dringend anzuraten. Eine Mauerabdeckung wäre nur eine halbe Maßregel gewesen und hätte außerdem das Innere nicht vor dauernder Durchfeuchtung geschützt. So kam der Berichterstatter folgerichtig zu dem Vorschlage, das 1844 beseitigte Dach wieder aufzusetzen, wenn auch ohne Ergänzung des Wehrganges. Seitens des Herrn Regierungs-Präsidenten und des Herrn Unterrichtsministers wurde dieser Vorschlag gutgeheißen; nach Bereitstellung der Mittel in Höhe von rd. 1000 Mk. wurde das Dach jetzt durch das Königliche Hochbauamt Graudenz ausgeführt; vgl. Abb. 8 und 10.

Lit.: Töppen, Zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofsschlösser in Preußen. Zeitschrift des westpreuß. Geschichtsvereins VII. Danzig 1882.

Steinbrecht a. a. O., S. 48.

Heise II, 576.

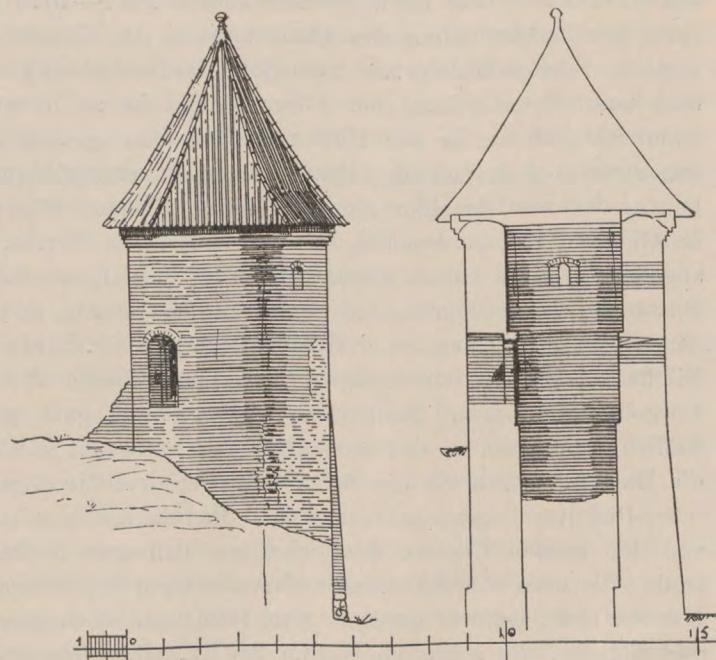


Abb. 10. Runder Schloßturm in Roggenhausen.
Maßstab 1 : 200.



10. Thorn. Instandsetzung des St. Wolfgang-Altares in der Johanniskirche.

Hierzu Abb. 11 auf Tafel 6.

Im Jahre 1502 gründete Caspar Welker, Vikar an der Johanniskirche und Domherr von Kulm, diesen Altar, den er mit den Kapitalien für zwei Benefizien dotierte. Am 16. Oktober 1506 wurde dieser Altar durch den Kulmer Bischof Vincentius errichtet. Diese beiden Jahreszahlen, die uns Strzesz in dem Visitationsbericht von 1667—1672 überliefert¹⁾, bezeichnen zugleich den Zeitraum für die Herstellung des Altarschreines, des einzigen, der uns in dem an gotischen Kunstwerken einst so reichen Kulmerland noch jetzt fast vollständig erhalten ist²⁾. Er steht im Mittelschiff vor dem westlichsten Pfeiler der Südreihe und ist an dieser Stelle schon im Jahre 1596 nachweisbar: wahrscheinlich hat er seit 1506 nie seinen Platz gewechselt³⁾. Der Schrein nebst den beiden Flügeln war zwar noch vollständig, aber doch stark verstaubt und verschmutzt; die Predella dagegen hatte bereits fünf von den hier einst vorhandenen sieben Figürchen eingebüßt. Da der Altar noch heute im Gebrauch ist, so erschien es dem derzeitigen Pfarrer, Herrn Gollnick, aus kirchlichen Gründen angebracht, diese beiden Altersschäden zu beseitigen. Bei der großen künstlerischen Bedeutung der Bildwerke war hier besondere Erfahrung notwendig, und es wurde deshalb die Leitung der Arbeiten dem Herrn Regierungs- und Geheimen Baurat Dr. Steinbrecht in Marienburg anvertraut. Für die Bildflächen genügte vorsichtiges Abwaschen, ebenso für die drei Hauptfiguren, die noch die alte Vergoldung besitzen. Fehlstellen waren nur in ganz geringem Umfange und an bedeutungslosen Stellen vorhanden, so daß sie unbedenklich ergänzt werden konnten. Etwas mehr Schäden wiesen die Rahmen auf, sowie die Schnitzerei der drei Zierbögen über den Hauptfiguren.

Die drei Figuren oben auf dem Schrein haben in ihrer ganzen Auffassung so viel Abweichendes von den großen Figuren des Schreines, daß man in ihnen die Überreste anderer Altäre vermuten muß. Die eine von ihnen, eine sitzende Gott-Vater-Figur, die ursprünglich einen Crucifixus in den Händen hielt, gehörte wohl zu dem 1596 noch vorhandenen Trinitätsaltar in der mittelsten Kapelle der Südseite, der schon im Beginn des 17. Jahrhunderts unterging. Verwandt mit dieser Figur ist die neben ihr stehende des hl. Wolfgang, die vielleicht gleichfalls zum Trinitätsaltar gehörte. Die andere Figur, St. Martinus von Tours, zeigte in der Gesichtsbildung und der Behandlung des Faltenwurfes eine ziemlich weitgehende Abhängigkeit von der großen Wolfgangfigur, ohne deren Feinheiten zu erreichen. Welchem Altarschrein sie einst angehörte, muß jetzt dahingestellt bleiben.

Diese drei Figuren wurden an ihrem jetzigen Platze belassen; die Bemalung und Vergoldung wurde ziemlich umfangreich ergänzt und an der Gott-Vater-Figur wurde die Krone vervollständigt.

Es blieben nunmehr zwei kleine Figürchen übrig, die nach ihrer Größe unzweifelhaft von jeher in der Predella ihren Platz gehabt hatten. Der Goldgrund der Rückwand zeigte hier sieben Ausparungen, sechs schmale, für stehende Einzelfiguren, und eine breitere, die nach ihrer Umrißlinie nur auf eine Pietas zu deuten war. Die beiden erhaltenen Figürchen stellten die hl. Maria Magdalena und abermals den hl. Wolfgang dar, ihnen wurden nun die Heiligen Judas, Margaretha, Dorothea hinzugefügt, denen dieser Altar zugleich errichtet ist, und die hl. Agnes, die auf den äußeren Flügelbildern vorkommt, und in die Mitte wurde wieder ein Pietasbild eingefügt. Diese fünf neuen Figuren wurden durch Trillhase-Erfurt geschnitten und in der Marienburger Werkstatt vergoldet.

An den Wänden der Predella und an dem Fries mit Laubschnitzerei waren mehr Spuren von mutwilliger Beschädigung vorhanden, da diese Teile am bequemsten zugänglich sind, doch bot auch hier die Instandsetzung keine Schwierigkeiten.

Mit verhältnismäßig geringem Aufwande ist es dadurch gelungen, dieses Werk wieder zur vollen künstlerischen Geltung zu bringen.

Am wertvollsten sind die drei Figuren des Schreines. Bemerkenswert ist hier die durchgehende Vergoldung der Innenwände, die man in dieser späten Zeit nicht erwartet, sodann die ruhige, vornehme Haltung der drei Heiligen und die Mäßigung im Faltenwurf. Der Vergleich mit gleichzeitigen

1) Fontes VI—X. Toruni 1902—1906. pag. 201.

2) Bruchstücke und Einzelteile sind noch mehrfach erhalten, so auch in Thorn.

3) Mitteilungen des Coppernicus-Vereins 19. Heft. Thorn 1911. Seite 2 u. ff.

datierten Stücken Preußens ist hier nicht uninteressant. In der Marienburg steht jetzt der inschriftlich 1504 datierte Schrein aus Tenkitten, der jedenfalls in Königsberg gefertigt ist; die Figuren sind ziemlich ungelenkig, der Faltenwurf ist etwas wild, eine gewisse Abhängigkeit von der Stilrichtung des Veit Stoß ist gleichwohl unverkennbar. Dasselbe gilt von dem ziemlich handwerklichen Altar zu Reichenau Ostpr., dessen Flügelbilder sich stark an Dürersche Vorlagen anlehnern. Der zweite datierte Altar ist der alte Hochaltar des Frauenburger Domes von 1504, ein Werk von reicher Komposition und sorgfältiger Ausführung, überall beherrscht von dem Streben nach Lebendigkeit und derber Naturtreue, namentlich in den plastischen Teilen; der Künstler dieser Figuren ist eine kraftvolle, selbständige Persönlichkeit, die aber an Nürnberger Werken sich gebildet hat.

Sucht man nun nach einem Vorbilde für unseren Thorner Altar — denn, daß hier autochthone Kunst vorliege, wird niemand behaupten wollen —, so tritt uns unwillkürlich der Meister des Blutenburger Altares entgegen. Besonders die beiden Apostel in Thorn und der Matthäus in Blutenburg tragen in Haltung, Gesichtsbildung, Haar- und Bartbehandlung und in den maßvollen Gewandfalten gemeinsame Züge. In dem Bannkreise dieses ganz besonders geschätzten Münchener Meisters¹⁾ muß auch der Thorner Meister des Wolfgang-Altares seine Lehrzeit durchgemacht haben. Nicht ganz auf dieser Höhe stehen die beiden alten Predellafiguren: sie mögen Thorner Werkstätten-Arbeit sein.

Von den Malereien sind die bedeutenderen die Bilder der vier Kirchenväter auf den Innenseiten der Flügel. Die Ausstattung des Raumes, in dem die Väter sitzen, beschränkt sich auf die Bank, das Schreibpult und das Fenster, durch das man auf einen bewölkten Himmel sieht; besonderes malerisches Geschick verrät sich hierin nicht, auf der Bank des Hieronymus sieht man sogar die übermalten Linien des ersten Entwurfs für die Banklehne. Um so besser sind die Figuren selbst, die wohl mit Absicht so als Hauptzweck der Darstellung gekennzeichnet sind; bei sorgfältiger technischer Durcharbeitung macht sich das Bestreben bemerkbar, die Figuren trotz ihrer schweren Brokatgewänder ungezwungen hinzusetzen; nur bei dem einen Bischof (Augustinus) ist der Faltenwurf der Casel etwas unnatürlich ausgefallen. Die Gesichter der hl. Gregorius, Augustinus und Ambrosius sind gut gelungene Variationen eines Modells, von rundlicher Kopfform mit gutmütigem Gesichtsausdruck. Für die Malweise sind kennzeichnend die geschickt aufgesetzten feinen Lichter, besonders in den Fleischpartien. Der hl. Gregorius ist in seiner Haltung am ungezwungensten und hat auch eine abweichende Gesichtsbildung, die sicher Porträt ist. Zwei von den Bänken sind als Marmorarbeiten dargestellt, die beiden andern zwar als Holzgefuge, doch auch diese fast so derb, wie Steinhauerarbeit. Alle Merkmale weisen auf Süddeutschland hin: die Werke des Rueland Frueauf aus Salzburg, aus seiner Schule mag auch der Maler der Thorner Kirchenväter hervorgegangen sein.

Von derselben Hand, wie die Innenseiten, sind auch die äußeren gemalt, mit den Figuren der Heiligen „Margareta, Dorotea, Apolonia und Agnes“. Auch hier eine gewisse Gleichmäßigkeit in der Gesichtsbildung; die Hintergründe, Gelände mit landschaftlichen Durchblicken, sind einfach und mehr andeutungsweise behandelt, damit die sitzenden Heiligenfiguren um so mehr zur Geltung kommen. Die an den Kirchenvätern beobachtete Technik des Aufsetzens der Lichter findet sich auch hier, an den Gesichtern, an den Borten der Gewänder und vor allem an dem lang herunterwallenden, sehr liebevoll behandelten Haar. Bemerkenswert sind an sämtlichen acht gemalten Figuren die knochigen, nicht gerade schönen Hände, deren Finger sich unbeholfen zusammenballen, so besonders beim Hieronymus und der Apollonia, keine gepflegten Salonhände, sondern Fäuste schwer arbeitender Bauern. Der dem Georg Stäber zugeschriebene Hieronymus im Stift Nonnberg zu Salzburg hat in der Malweise und der Form der Hände gleichfalls verwandte Züge. Im schroffen Gegensatz hierzu stehen die beiden Bildtafeln mit Passions-Szenen in der Thorner Johanniskirche: trotz der reichen und lebhaft bewegten Komposition tragen die Schergen glatte und feine Hände.

Wir hätten also in dem Thorner Wolfgangsaltar das Werk zweier aus Bayern zugewanderter Meister vor uns, von denen freilich der Bildschnitzer der drei Hauptfiguren der bedeutendere ist. Die künstlerische Entwicklung des Ordenslandes, die am Schluß des 14. Jahrhunderts schon eine beachtenswerte Höhe erreicht hatte, erlitt durch die Kriege des 15. Jahrhunderts einen völligen Stillstand; es fehlte an Gelegenheit, die einmal gewonnenen Überlieferungen fortzuführen. Als man daher nach dem zweiten Thorner Frieden (1466) allmählich daranging, die verwüsteten und verarmten Kirchen von neuem mit Altären und anderem Bildwerk zu schmücken, da fehlte es an einheimischen Künstlern

¹⁾ Vgl. v. Bezold und Riehl, Die Kunstdenkmale des Regierungsbezirks Oberbayern. I. Teil. München 1895. S. 754.

und man war wiederum auf den Zuzug Auswärtiger angewiesen¹⁾. So ist das künstlerische Bild Preußens in der Spätgotik buntscheckiger, als das anderer Länder, in denen die Entwicklung stetiger war und auch neue Anregungen von außen besser verarbeitet wurden.

Auffallend ist auch die Wahl des in Preußen sonst nicht wieder vorkommenden Wolfgang als Titular-Heiligen. Dieser einstige Bischof von Regensburg, der in St. Wolfgang am Abersee als Einsiedler lebte und dort auch bestattet wurde, genoß jedenfalls seine Hauptverehrung in Bayern und Salzburg. Ob der Domherr Caspar Welker, der aus Stargard stammt, selbst je dort gewesen ist, läßt sich jetzt nicht nachweisen; wahrscheinlich werden süddeutsche Einwanderer, die Preußen nach dem verheerenden Städtekrieg dauernd brauchten, die Kunde von diesem Heiligen ins Land getragen haben.

Der erste, der diesen Altar in früher Zeit würdigte, ist wieder der Domherr Strzesz in seinem Visitationsbericht von 1671:

„Altare s. Wolfgangi, episcopi, cuius statua, concinne sculpta, sanctis apostolis Bartholomeo et Simone non dissimilis artificii associata²⁾“.

Heise beschreibt ihn in den Bau- und Kunstdenkmälern der Stadt Thorn ausführlich und hebt auch seine guten künstlerischen Eigenschaften hervor. Münzenberger lehnt sich hieran an, ohne neues zu bringen. Damit ist aber auch die Literatur hierüber erschöpft.

Vorstehende Zeilen sollen von neuem auf die Wichtigkeit der leider oft mißachteten Altäre jener Zeit für die Kunstgeschichte Westpreußens hinweisen, die auf diesem Gebiete noch unerforscht ist. Aufgabe der Denkmalpflege ist es, dahin zu wirken, daß auch den gotischen Schreinaltären und ihren zerstreuten Resten eine sorgsamere Pflege zu teil wird und ein besserer Schutz gegen allerlei Unbilden infolge einer unzweckmäßigen Aufstellung. In dieser Hinsicht ist das Interesse, das die St. Johanniskirche an dem Wolfgang-Altar genommen hat, vorbildlich für viele andere.

Lit.: Bau- und Kunstdenkmäler, Band II, S. 259.

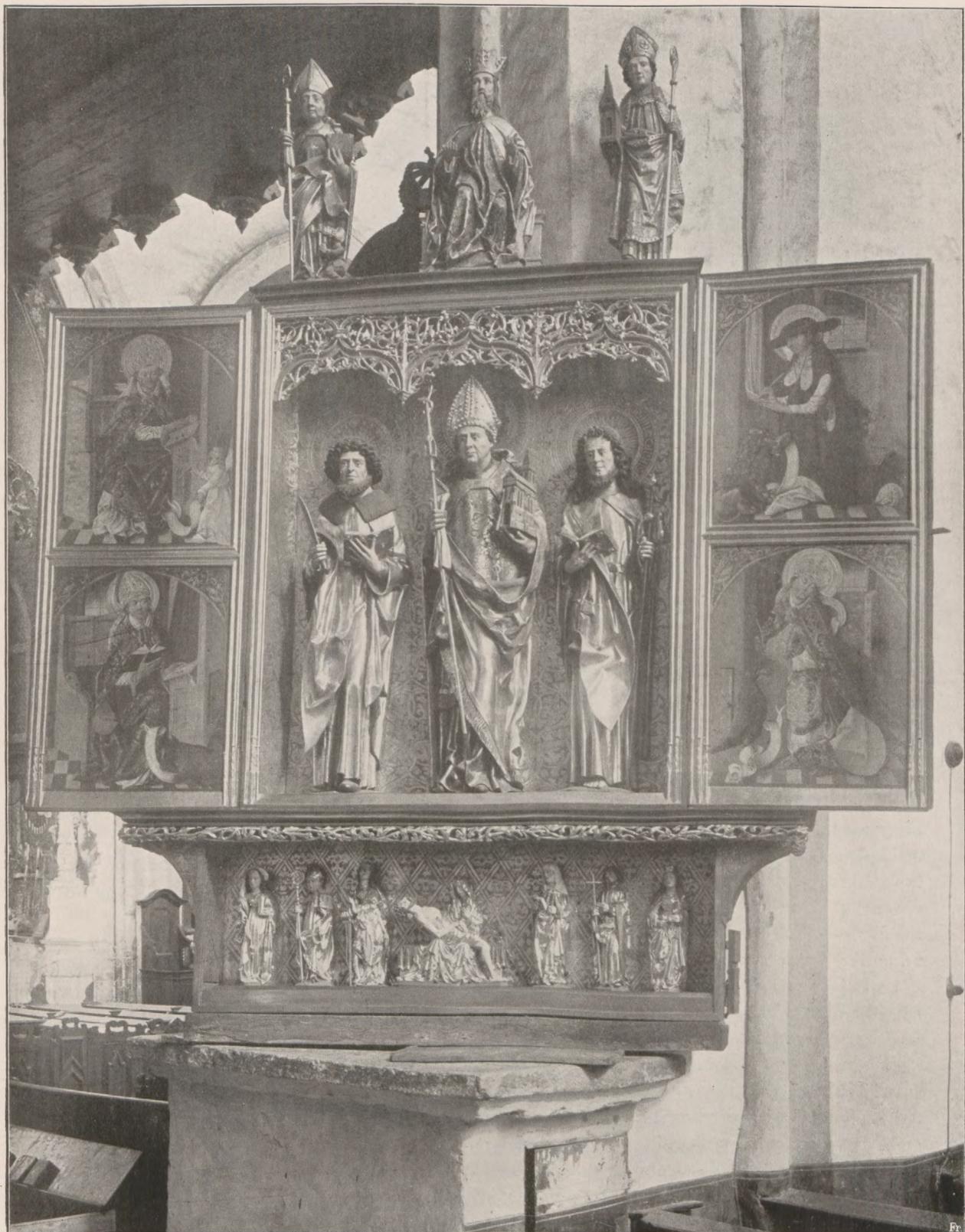
Münzenberger und Beissel, Zur Kenntniß und Würdigung der Mittelalterlichen Altäre Deutschlands. II. Band. Frankfurt a. M. 1895—1905. S. 199.

1) Das Thorner Bürgerbuch des 15. Jahrhunderts ist leider nicht mehr erhalten, in dem Marienburger fehlen für diese Zeit, wie in Danzig, die Angaben des Handwerks und der Herkunft. Von etwa 1550 an liefert das Danziger Bürgerbuch den urkundlichen Nachweis, daß die überwiegende Mehrzahl aller Maler, Schnitzer und Steinhauer von auswärts zugewandert ist.

2) Fontes loc. cit. pag. 201.



Denkmalpflege in Westpreußen 1911.



Gerdom phot.

Abb. 11. Wolfgangsaltar in der St. Johannis Kirche zu Thorn nach der Wiederherstellung.

11. Wolfsdorf-Höhe (Landkreis Elbing). Instandsetzung der Vorlaube des Hubeschen Hauses.

Die Dörfer der Elbinger Höhe enthalten zahlreiche Bauernhäuser mit den landesüblichen Vorlauben, und erfreulicherweise haben die Besitzer hier reges Interesse an diesen Bauten, in denen sie sich noch wohlfühlen. Am 26. Mai 1910 beantragte Herr Hofbesitzer Friedrich Hube die Gewährung einer Beihilfe zur Instandsetzung seiner Vorlaube; die Kosten des Abbruches aller Verzierungen und ihres Ersatzes durch Verschalung waren auf 130 M. veranschlagt, die Kosten

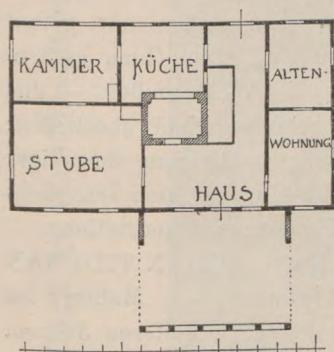


Abb. 13. Grundriß des Hubeschen Hauses in Wolfsdorf-Höhe.

M. 1 : 400.

leicht zu beschaffen ist. Es wurde nun notwendig, drei Laubenständer anzuschuhnen, die Fußschwelle auszuwechseln und den teilweise vermorschten Zierverband des Giebels zu erneuern, ebenso den Verputz der Fache. Zum Anstrich wurden die altbeliebten Farben gewählt, kräftiges Braunrot für die Hölzer und lichtes Gelbgrün für die Putzflächen.

12. Das Denkmalarchiv.

Das Denkmalarchiv wurde, wie im Vorjahr, weiterhin planmäßig vermehrt. Der Herr Minister der geistlichen Angelegenheiten überwies am 20. März einen Band von 33 Meßbild-Photographien nach Baudenkmalen der Stadt Thorn. Es schenkten außerdem einzelne Beiträge die Herren Geheimer Baurat Dr. Dr. ing. Steinbrecht, Pfarrer Basedow-Gurske und Pape-Neumark, Baugewerkschuldirektor Prof. Peters-Dt. Krone, Regierungs-Bauführer Rosenthal-Pr. Stargard, Maler Fahlberg in Friedrichshagen, Zimmermeister Lange-Grunau und die Buchhandlungen von H. Hemppel in Marienburg und W. F. Burau in Danzig. Allen Geschenkgebern sei auch an dieser Stelle Dank abgestattet. Bei den Ankäufen wurde auf die Beschaffung von Aufnahmen mittelalterlicher Bildwerke Wert gelegt, um hier allmählich eine vollständige Sammlung des in der Provinz vorhandenen Bestandes zu erzielen; es wurden aufgenommen Altäre und Einzelfiguren aus Danzig und Hela (jetzt im Stadtmuseum), aus Gorrenschin (Kr. Karthaus), Neumark und Dt. Brzozie (Kr. Löbau), Thorn, St. Johanneskirche, und aus Scharnau (Kr. Thorn). Die Sammlung farbiger Blätter wurde durch die von Herrn Fahlberg gefertigte Aufnahme des Marienaltares in der Kirche zu Kgl. Neudorf (Kr. Briesen) vermehrt.



Wedeck phot.

Abb. 12. Ansicht des Hubeschen Hauses in Wolfsdorf-Höhe.

einer Reparatur mit Beibehalten der reichen Holzverbände auf 750 M., so daß die zuletzt beschriebene Bauart 620 M. Mehrkosten verursachte, ungerechnet das in Natur zu liefernde Holz. Hierfür wurde eine Beihilfe von 520 M. je zur Hälfte von der Provinz und dem Kreise bewilligt, um das Interesse an diesen Baudenkmalen dauernd wach zu erhalten.

Das Haus ist 1793 von Michael Hube, dem Urgroßvater des jetzigen Besitzers erbaut und zeigt in seiner Grundrißform die übliche Einteilung des preußischen Bauernhauses. Die Wände sind aus Schurzbohlen gefügt, der Laubengiebel dagegen hat reich verschlungenes Bindwerk, ein Zeichendafür, daß Holz damals, wie jetzt, hier noch

13. Kleinere Berichte über sonstige Vorgänge in der Denkmalpflege.

1. Gemlitz (Kreis Danziger Niederung). Die katholische Pfarrkirche, ein Ziegelrohbau des Jahres 1840, wurde unter Leitung des Hochbauamtes Danzig I im Innern renoviert und erhielt statt der älteren, unschönen Tünche einen neuen besseren Anstrich. Die Decke wurde mit Felderteilung etwas reicher bemalt. Vor allem wurden die barocken Ausstattungsstücke: Orgelprospekt, Kanzel und Altäre, die noch aus der älteren Kirche stammen, durch den Maler E. Fey unter Anlehnung an den zuletzt übertünchten älteren Befund in reicherer Farbenskala malerisch wiederhergestellt.

2. Gurske (Landkreis Thorn). Wiederherstellung der Deckenmalerei in der evangelischen Kirche. Die Kirche ist 1659—1661 erbaut, äußerlich ein schlichter Putzbau mit Dachreiter von 1687, aber unter hohen Bäumen des Kirchhofes anmutig gelegen.

Bereits im Jahre 1910 ließ die Gemeinde unter Mitwirkung des Patronates (Magistrat zu Thorn) das Äußere instandsetzen. Für das Jahr 1911 plante die Gemeinde zum 250jährigen Jubiläum des Kirchbaues die Instandsetzung des Inneren und zunächst des wichtigsten Schmuckstückes, der Deckenbemalung. Vier Paare von großen Rundbildern sind auf die ebenflächige Decke verteilt und versinnbildlichen vier Hauptsätze evangelischer Glaubenslehre in parallelen Vorgängen aus dem alten und dem neuen Testamente: die Menschwerdung Christi, die Verkündung seiner Lehre, seine Wiederkunft am jüngsten Tage und die heilige Taufe. Die Bilder sind in Komposition und Zeichnung nicht ungewandt und wohl nach gleichzeitigen Kupferstichvorlagen entstanden. Kartuschen mit gelber und orangefarbener Tönung umschließen die Bilder; die Zwischenräume sind stumpfblau gefärbt und mit hellen Blumenranken belegt. Die Kunst der Barockzeit hat uns in Westpreußen — und auch in dem benachbarten Ostpreußen — Kirchendecken dieser Art in größerer Zahl überliefert; alle bezeugen es, daß ihre Maler eine erstaunliche Sicherheit besaßen in der Bewältigung derartiger Aufgaben dekorativer Raumkunst. Unter diesen bemalten Decken nimmt die Gurskes eine beachtenswerte Stellung ein wegen der Klarheit der Komposition und der guten Farbenzusammenstellung.

Eine Inschrift auf dem Bilde der Anbetung der Hirten nennt uns den Maler „IOHAN TIDEMAN ANO 1694“. Nach Ausweis des Thorner Bürgerbuches wurde „Hans Tydemann ein Mahler“ im Jahre 1668 Bürger, und zwar als Fremdling, war also 1694 schon ein Mann in reiferen Jahren. Werke seiner Hand waren bisher nicht bekannt. Technisch ist die Malerei unter Verwendung eines Käsestoff-Bindemittels auf einer dünnen Kreidegrundierung ausgeführt. Anscheinend sind 1694 beim Aufbringen des Kreidegrundes einige Fehler begangen, entweder hat man versäumt die Bretter vorher mit Leim zu tränken, oder das Holz war zu feucht; ersteres ist das Wahrscheinlichere. Infolgedessen war die Farbe vielfach sehr brüchig geworden und hatte den Zusammenhang mit dem Untergrund verloren.

Die Gemeinde wünschte nun die Wiederherstellung dieser dekorativ sehr wirksamen Malerei. Nach einem Kostenanschlage des Unterzeichneten waren hierzu 1015 M. erforderlich, und es bewilligte die Provinzialkommission eine Beihilfe von 500 M., während der Rest aus Gemeindemitteln gedeckt wurde. Die Ausführung der Arbeit wurde Herrn Maler A. Fahlberg übertragen und erfolgte im Sommer 1911, sie bestand vor allem darin, daß die ganze Fläche mit Kasein-Bindemittel neu getränkt wurde; einige Fehlstellen waren zu ergänzen, Verstaubung und eine Übermalung aus den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts zu beseitigen. Die Arbeit ist wohlgeglichen und die Farbenwirkung sehr günstig.

Lit.: Bau- und Kunstdenkmäler II, 105.

3. Matern (Kr. Danzig-Höhe.) Die katholische Pfarrkirche wurde unter Leitung des Königlichen Hochbauamts II zu Danzig einer umfangreichen Instandsetzung unterzogen. Das Gebäude, das in den Bau- und Kunstdenkmälern, Band I, Seite 78, kurz erwähnt ist, hat in dem Ostgiebel und den beiden Längsmauern noch erhebliche Teile einer alten Anlage aus dem 14. oder Beginn des 15. Jahrhunderts. Im Jahre 1577 wurde die Kirche in dem Kriege zwischen Danzig und Polen verwüstet. Die Wiederherstellung erfolgte wohl Ende des 16. Jahrhunderts durch den Abt von Oliva als den damaligen Kirchenpatron. 1847 wurde die Kirche nach Westen um 5,5 m verlängert und mit einem neuen Dachreiter versehen.



Abb. 14. Deckenmalerei in der katholischen Pfarrkirche zu Groß-Montau.

Fahlberg phot.

Es hatte sich nun abermals die Notwendigkeit von Reparaturen ergeben, vor allem an der baulichen Substanz der Kirche, an den Mauern und dem schon mehrfach umgeänderten Dachstuhl, dessen Verband sich gelockert hatte u. a. m. Diese Arbeiten gelangten 1909 zur Ausführung. Im Jahre 1911 wurde die innere Ausmalung erneuert. An der Tonnendecke wurden noch Reste einer älteren Bemalung in klassizistischen Formen vorgefunden, eine Felderteilung durch Friese von Ornamentranken; hiernach wurde die neue Bemalung durchgeführt. Die Kanzel und die Altäre, die in reichen Barockformen, aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, geschnitten sind, wurden wieder, wie in alter Weise polychrom behandelt und vergoldet. Wände und Bänke wurden neu gestrichen. Der Orgelprospekt nebst der Emporenbrüstung wurde gleichfalls neu bemalt unter Anwendung ornamental Schmuckes. Die Kosten der Arbeiten trugen anteilig der Königliche Patronatsfiskus und die Eingepfarrten.

4. Gr. Montau (Kr. Marienburg). Die farbige Ausstattung der Kirche wurde in diesem Jahre einer durchgreifenden Wiederherstellung unter Leitung des Königl. Hochbauamts Marienburg unterzogen. Wie in fast allen Werderkirchen ist die äußere Hülle des Baues gotisch, die innere Ausstattung aber barock. Ein besonderer Schmuck der Montauer Kirche ist die erst nach dem Jahre 1742 nachweisbare, wohl aus der Zeit von 1750 stammende reiche Deckenmalerei aus Ornamentranken, die noch völlig im Stile der Régence gehalten sind; hier galt es die Malerei zu reinigen, zu festigen und in Fehlstellen zu ergänzen, ähnlich wie in Gurske. Siehe Tafel 7.

Die Grundierung saß hier im allgemeinen bedeutend fester, aber es waren die Leinwandstreifen der Fugen schadhaft geworden und infolge von Undichtigkeiten im Dach hatten sich zahlreiche Wasserränder gebildet. An den Wänden wurden unter der Tünche mehrere hochgotische Weihkreuze vorgefunden, Wandbilder des 17. Jahrhunderts und drittens darüber eine mit der Decke gleichzeitige Vorhangsmalerei. Die Wandbilder stellten dar: an der Ostwand den „salvator mundi“, und an der Südwand Maria und Johannes zu beiden Seiten eines angehängten Holzkruzifixes. Der Putz dieser Kreuzigungssgruppe war schon ziemlich lose und es ergab sich, daß er auf einer Inschrift aus der Zeit um 1600 aufgebracht war. Diese Inschrift, lateinisch abgefaßt, gilt dem Gedächtnis der seligen Dorothea von Montau, gestorben 1394, die hier in ihrem Heimatsdorfe verehrt wird. Bei der Wichtigkeit der Inschrift für die Ortsgeschichte wurde diese sichtbar gelassen und in kleinen Lücken nach einer Abschrift aus dem Jahre 1679¹⁾ ergänzt. Die beiden Figuren der Kreuzigungssgruppe wurden auf eine andere Stelle der Südwand als Kopie übertragen. Es galt nun diese geistlich verschiedenenartigen Elemente mit der Vorhangsmalerei von etwa 1750 zu vereinen, eine Aufgabe, die Herr Maler Fahlberg, dem auch die Deckeninstandsetzung übertragen war, mit Geschick löste.

Gestühl und Taufgitter hatten gleichfalls in der Zeit nach 1742 ihr farbiges Gewand erhalten, mit blau als Grundfarbe, waren aber durchweg überstrichen. Hier wurde der neue Anstrich abgelaugt und die alte Färbung dann wieder hergestellt. Die moderne Orgelempore wurde dazu passend neu bemalt.

Ein Fund von besonderer Bedeutung war die Auffindung des alten Ciboriums, das nach alter Sitte in einer Wandnische auf der Evangelien-Seite eingerichtet war. Die hölzerne Türe zeigte auf der Innenseite das Bild eines Priesters mit der Monstranz gemalt, ein ausgezeichnetes Kunstwerk aus der Zeit um 1400²⁾.

5. Neudörfchen (Kr. Marienwerder). Im Anschluß an die vorjährigen Arbeiten in der evangelischen Pfarrkirche wurde auch das Epitaphium des 1712 verstorbenen, Kgl. polnischen Generalleutnants Friedrich von der Groeben, des Stifters der Majorate Neudörfchen, Ponarien, Ludwigsdorf und Gr. Schwansfeld, renoviert. Laut Inschrift ist es 1709, also noch bei seinen Lebzeiten, von Friedrich von der Groeben selbst errichtet, während sein eigentliches Grabmal in der Kirche zu Gr. Schwansfeld (Kr. Friedland) steht. Das Epitaphium ist aus Kiefernholz gearbeitet, mit Fournieren aus deutschem Nußbaumholz und Wellenleisten aus Erlenholz; es erweist sich als das Werk eines kleinstädtischen Meisters, der die Barockformen aus dem Gedächtnis handhabt und daher die sonst gewohnten Verhältnisse erheblich verändert, aber doch ein tüchtiges Werk von gefälligen Formen zustande bringt. Die Schäden an dem Epitaphium waren recht bedeutend, Fourniere, Profilleisten und Schnitzereiteile

¹⁾ Pastoralblatt für die Diözese Ermland. 21. Jahrgang 1890. S. 74 u. ff.

²⁾ Eine ausführliche Besprechung soll das nächste Heft der Bau- und Kunstdenkmäler bringen.

fehlten, die Holztafel hatte sich verzogen und teilweise war das Holz wurmfräßig. Auf Kosten des Kirchenpatrons, Herrn Grafen U. von der Groeben, Kaiserl. Gesandten z. D., wurde es nun instandgesetzt, alle bildnerischen Arbeiten waren dem Bildhauer Marschall-Karlshorst, die Ergänzung der Malerei dem Maler A. Fahlberg-Friedrichshagen übertragen. Vergl. Abb. 6 auf Tafel 4.

Lit.: Bau- und Kunstdenkmäler III, 91.

6. Neumark (Kr. Löbau). Vom alten Rathause der Stadt wurden beim Neubau der evangelischen Kirche die Fundamente aufgefunden. Es ergab sich, daß man bereits 1825—1827 beim Bau der vorigen Kirche sich ziemlich eng an den Verlauf der alten Grundmauern gehalten hatte. Das Rathaus, das mitten auf dem Markte gelegen war, hatte eine Breite von rd. 13,0 m und eine nachweisbare Längenausdehnung von mindestens 29,0 m; es fanden sich außerdem die 0,50 bis 0,60 m starken Fundamente einer durchgehenden Längsmauer, also der Unterbau einer zweischiffigen Hallenanlage, wie sie ähnlich das Rathaus zu Wehlau noch aufweist, und besonders gut erhalten mit Holzstützen das zu Mehlsack. Die stattlichen Grundrißmaße überragen die der meisten kleinstädtischen Rathäuser. In den Grundmauern der Westhälfte wurden an zwei Stellen Heizkamine gefunden und ein kleiner Kamin für Kochzwecke, wie sie ähnlich auch in anderen Rathäusern vorkommen (Marienburg, Soldau, Wormditt). Ein Gewölbeansatz fand sich nur an einer Stelle, doch ist es möglich, daß die flachen Schildbögen schon 1825 abgebrochen sind. Unter den Formsteinen fanden sich ein Fensterpfosten-Stein in dem üblichen Profil des 14. Jahrhunderts, und der Kantenstein eines freien Giebelpfeilers, also Anhaltspunkte für das frühere Vorhandensein einer reich ausgebildeten Architektur.

Ein alter Stadtplan aus der Zeit nach 1772 zeigt uns das alte Rathaus umgeben von zwei Reihen Hökerbuden: also auch hier das Bild der großen Kaufhalle, wie es jetzt im Ordenslande nur in einem, allerdings sehr schönen Beispiel, in Wormditt erhalten ist. Nach den Handfesten von den Hochmeistern Winrich v. Kniprode und Konrad Zöllner von Rotenstein hatte die Stadt Brotbänke, Schergadem (= Tuchbänke im Obergeschoß), Schuhbänke und 16 Fleischbänke¹⁾, also die urkundliche Ergänzung des Baubefundes. 1806 wurde das Rathaus nebst neun Rathausbuden abgebrochen²⁾.

Herr Regierungs-Baumeister Felix Becker, der Bauleiter des Kirchenbaues, hat in dankenswerter Weise die Fundamente während der Ausschachtungsarbeiten genau aufgenommen und die Skizzen dem Denkmal-Archiv überlassen.

7. Thorn. In der St. Marienkirche wurden die beiden großen westlichen Fenster der Nordfront neu verglast durch die Firma Franz Binsfeld in Trier. Die Gewände, Pfosten und Ziegelmaßwerke wurden in alter Form neu aufgemauert. In der Ausbildung der Glasmalerei wurde der 1903 an den Fenstern der Südfront begonnene Plan fortgeführt: unten Ornamentgefache nach alten Motiven aus der Kirche, oben Apostelbilder. Vergl. Jahresbericht 1903, Seite 9.

Unter der Empore wurden die Fenster, die in ihrer bisherigen Form aus der Zeit von 1830 stammten, vergrößert und im modernen Sinne neu verglast. Ursprünglich waren hier Fensterarkaden, die sich nach dem Kreuzgange des ehemaligen Franziskanerklosters hin öffneten, ähnlich wie z. B. auch an der Franziskanerkirche zu Erfurt. 1813 wurde das Kloster durch die Belagerung sehr beschädigt und in den nächsten Jahren danach abgebrochen; infolgedessen fügte man hier Stellmauern mit kleinen Fenstern ein. Für die jetzt neu ausgeführte Anlage wurden die alten Bögen geöffnet und als Fenster verwandt.

8. Thorn. In der St. Jakobskirche erfolgte in diesem Jahre die Ausbesserung einiger Gewölbekappen im südlichen Seitenschiff, die plötzlich gefahrdrohende Risse gezeigt hatten. Bei der Ausführung, die unter Leitung des Kgl. Hochbauamts erfolgte, wurde die alte Wölbform streng innegehalten. Es wurden im Verlauf dieser Arbeit umfangreiche Reste alter Malerei freigelegt, am Gurtbogen nach dem Turme hin, in den Kappen und an der Südwand des südöstlichen Turmpfeilers. Eine ausführliche Beschreibung hat der Berichterstatter in den Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn, 19. Heft, veröffentlicht.

¹⁾ Semrau, in Zeitschrift des histor. Vereins für den Reg.-Bezirk Marienwerder, Heft 30, S. 5.

²⁾ Ebenda S. 43.



Band III: Pomesanien.

11. Der Kreis Marienwerder (östlich der Weichsel). 1898. Mit 38 eingedr. Abbildungen und 24 Beilagen.
 12. Der Kreis Rosenberg. 1906. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen und 22 Beilagen.
 13. Der Kreis Stuhm. 1909. Mit 151 Textbildern und 24 Beilagen.
-

Band IV: Marienburg

in Vorbereitung.

Bemerkung: Den beiden ersten Bänden liegt noch die ältere Kreiseinteilung der Provinz zugrunde, vor Erlaß des Gesetzes vom 6. Juni 1887.

Abhandlungen zur Landeskunde der Provinz Westpreußen.

Heft IV: Bernh. Engel und Reinh. von Hanstein, Danzigs mittelalterliche Grabsteine. 1893. Preis 6,00 Mk.

Heft XIV: Bernh. Schmid, Die Denkmalpflege in Westpreußen 1804—1910. Mit 14 Abbildungen. 1910. Preis 3,00 Mk.

Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig,
Verlagsbuchhandlung,
Ketterhagergasse Nr. 4.



Von demselben Verfasser sind unter gleichem Titel erschienen:

- Jahresbericht für 1905 mit 12 Abbildungen und einer Abhandlung
über Schurzholzkirchen in Westpreußen.
„ für 1906 mit 21 Abbildungen und einer Abhandlung
über Holztürme und Fachwerkskirchen in Westpreußen.
„ für 1907 mit 16 Abbildungen.
„ für 1908 mit 18 Abbildungen.
„ für 1909 mit 19 Abbildungen.
„ für 1910 mit 16 Abbildungen.

Preis jedes Jahrganges 1,00 Mark.

Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig,
Ketterhagergasse Nr. 4.